



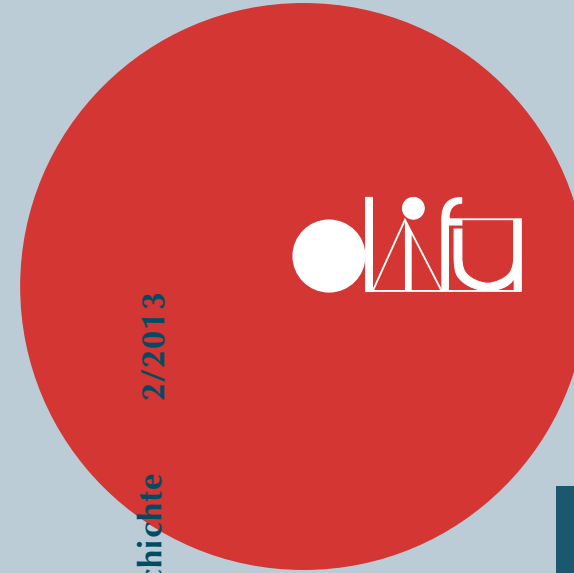
Informationen
zur modernen
Stadtgeschichte

Themenschwerpunkt

Stadt, Raum
und Gewalt

2/2013

Informationen zur modernen Stadtgeschichte



2/2013

IMS

ISSN 0340-1774

INFORMATIONEN ZUR MODERNEN STADTGESCHICHTE (ZITIERWEISE: IMS)

Erscheinungsweise	halbjährlich, ISSN 0340-1774
Bezugsbedingungen	Jahresabonnement (2 Hefte) 19 Euro Einzelheft 12 Euro
Redaktion	Prof. Dieter Schott Institut für Geschichte Technische Universität Darmstadt schott@pg.tu-darmstadt.de PD Dr. Christoph Bernhardt Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung bernhardt@irs-net.de
Koordination	Andrea Perthen Institut für Geschichte Technische Universität Darmstadt Fachbereich 2: Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften Residenzschloss 64283 Darmstadt Tel. 06151/16-2044 Fax 06151/16-3992 andrea.perthen@stud.tu-darmstadt.de
Verlag und Vertrieb	Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH Zimmerstraße 13-15 10969 Berlin Tel. 030/39001-253 Fax 030/39001-275 verlag@difu.de

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2013
Verlagsort: Berlin

2.Halbjahresband

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Dorothee Brantz, Martina Heßler,
Gerd Kuhn, Friedrich Lenger, Gisela Mettele, Susanne Rau, Jürgen Reulecke,
Ralf Roth, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Adelheid von Saldern,
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadt, Raum und Gewalt

Verantwortliche Herausgeber:
Klaus Weinhauer, Dagmar Ellerbrock

LEITARTIKEL

Klaus Weinhauer/Dagmar Ellerbrock

Perspektiven auf Gewalt in europäischen Städten seit
dem 19. Jahrhundert..... 5

BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA

Richard Mc Mahon

Urbanisation and interpersonal violence in Europe and North
America: a historiographical review..... 21

<i>Florian Grafl</i>	
"¡Deú nos en guardi, quins lladres!" Urbane Gewalt im Barcelona der Zweiten Republik (1931-1936): Gewaltpraxis, staatliche Interventionsversuche und die Reaktionen städtischer Akteure.....	31
<i>Herbert Reinke</i>	
"... ohne jeglichen Grund mit der Hand in das Gesicht geschlagen zu haben ...": Alltägliche Gewalt in Berlin während der 1930er Jahre im Spiegel der Tagebücher Berliner Polizeireviere.....	43
<i>Malte Zierenberg</i>	
Gewaltkommunikation und Konfliktperformanz auf dem Berliner Schwarzmarkt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.....	54
<i>Michael G. Esch</i>	
Graffiti, Topographie, Gewalt: Kommunikationspraktiken von Hooligans in Polen.....	65
<i>Anja Johansen</i>	
Police Violence and Videotapes: Changing Dynamics of Police-Public Encounters in the Public Space.....	79

LEITREZENSION

<i>Klaus Weinhauer</i>	
Verlustgeschichten als Gesellschaftsdiagnose. Oscar Newman, Defensible Space.....	89

FORUM

<i>Friedrich Lenger</i>	
The Intrinsic Logic of Cities: A Historian`s Doubts and Questions.....	95

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

Catarina Caetano da Rosa

Das Globale lokal. Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, am 16. und 17. November 2012 in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg..... 108

Monika Grubbauer/Joanna Kusiak

Urbanism beyond the West: Comparing Accelerated Urban Change in Eastern Europe and the Global South, stream at "Resourceful cities", annual conference of the Research Committee of Urban and Regional Development (RC21) of the International Sociological Association (ISA), vom 29. bis 31. August 2013 in Berlin..... 112

Anna Mazanik

Gender in the European Town: Medieval to Modern, vom 22. bis 25. Mai 2013 in Odense/Denmark..... 116

Michael Peterek

5. Hessenkonferenz Stadtforschung am 21. März 2013 an der Fachhochschule Frankfurt am Main 118

Christoph Strupp

„Pfadkonzepte in der Stadtgeschichte?“ am 30. August 2013, Workshop der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) an der Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg..... 122

MITTEILUNGEN..... 126

Perspektiven auf Gewalt in europäischen Städten seit dem 19. Jahrhundert

Forschungsstand

Stadt und Gewalt sind eng miteinander verknüpft. Aus zeithistorischer Perspektive ist dieser Zusammenhang bisher nur zaghafte und oft sehr abstrakt thematisiert worden. Inzwischen gerät jedoch Bewegung in die Forschung.¹ Studien zur Frühneuzeit, die bereits seit vielen Jahren methodisch avanciert sind, vermögen dabei sowohl thematische Anregungen als auch analytische Werkzeuge für Forschungen zur Moderne zu offerieren.² Ältere Arbeiten konzentrierten sich häufig auf Moraldiskurse und auf die vermeintlich verderblichen Einflüsse des Großstadtlebens auf menschliche Verhaltensmuster, oft im Hinblick auf sexuelle Ausschweifungen, Prostitution, Jugendverwahrlosung oder Verbrechen. Ergänzend wurde primär aus struktureller Perspektive über den Zusammenhang von Zivilisation und Gewalt (auch in der Stadt) oder über das Verhältnis von Urbanisierung und Kriminalität gestritten³ bzw. wurden makrohistorisch quantitative Daten zur Gewaltentwicklung

¹ Vgl. zum Forschungsstand Friedrich Lenger (Hrsg.), *Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890-1939*, München 2013; ders., *Die europäische Stadt in der Moderne - eine Herausforderung für Sozialgeschichte, Stadtgeschichte und Stadtsoziologie*, in: Christina Benninghaus u.a. (Hrsg.), *Unterwegs in Europa. Beiträge zu einer vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Europas*, Frankfurt/M. 2008, S. 357-376, hier S. 368-376.

² Gerd Schwerhoff, *Historische Kriminalitätsforschung*, Frankfurt/New York 2011; Rebekka Habermas/Gerd Schwerhoff (Hrsg.), *Verbrechen im Blick. Perspektiven der neuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte*, Frankfurt/New York 2009; Barbara Krug-Richter/Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), *Praktiken des Konfliktausgangs in der Frühen Neuzeit*, Münster 2004; Joachim Eibach, *Frankfurter Verhöre. Städtische Lebenswelten und Kriminalität im 18. Jahrhundert*, Paderborn u.a. 2003; Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt/M. u.a. 2013.

³ An Norbert Elias orientierte Studien bündelt: *British Journal of Criminology* 51:3, 2011; kritisch: Gerd Schwerhoff, *Zivilisationsprozeß und Geschichtswissenschaft. Norbert Elias' Forschungsparadigma in historischer Sicht*, in: *Historische Zeitschrift* H. 266, 1998, S. 561-605. Vgl. für das Verhältnis von Großstadt und Verfall bzw. Verbrechen Martin Dinges/Fritz Sack (Hrsg.), *Unsichere Großstädte? Vom Mittel-*

erhoben.⁴ Zwar erörterten diese Publikationen, ob bzw. inwieweit Gewalt und Stadt sich gegenseitig beförderten oder ob das Land demgegenüber eher ein Hort der Friedfertigkeit sei. Mit Blick auf das 20. Jahrhundert lässt sich jedoch noch immer die deutliche Randständigkeit einer gewaltorientierten Stadtforschung konstatieren.

Erste Annäherungen an das Verhältnis von Stadt und Gewalt⁵ können zumeist nur auf Studien zurückgreifen, die Teilaspekte des Themenfeldes untersuchen, und die sich u.a. mit der Polizei und anderen staatlichen Institutionen, mit Kriminalität(sstatistiken) sowie mit Jugendlichen beschäftigen.⁶ In den meisten dieser Arbeiten blieb die Stadt eher Bühne oder Hintergrund für Gewalt; die Spezifität urbaner Faktoren geriet als eigenständiger analytischer Fokus nicht in den Blick.⁷ Insgesamt

alter bis zur Postmoderne, Konstanz 2000; Herbert Reinke (Hrsg.), „... nur für die Sicherheit da...?“ Zur Geschichte der Polizei im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/New York 1993; Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt, Paris, Berlin, London 1840-1930*, München 1991; Eric A. Johnson, *Urbanization and crime. Germany, 1871-1914*, New York 1995; Abdul Qaiyum Lodhi/Charles Tilly, *Urbanization, crime, and collective violence in 19th century France*, in: *American Journal of Sociology* 79:2, 1973, S. 296-318; sowie als Fallstudien Philipp Müller, *Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs*, Frankfurt/New York 2005; Daniel Siemens, *Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago, 1919-1933*, Stuttgart 2007; Manuel Eisner, *Das Ende der zivilisierten Stadt? Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewalt-delinquenz*, Zürich 1996.

⁴ Vgl. u.a. den Überblick bei Schwerhoff, *Kriminalitätsforschung*, S. 54-56 und S. 113-115; Johnson, *Urbanization*; Andreas Roth, *Kriminalitätsbekämpfung in deutschen Großstädten 1850-1914*, Berlin 1997.

⁵ Wir orientieren uns, der neueren Forschung folgend (siehe Anmerkungen 8, 18-22), an einem engen Gewaltbegriff, der sich vor allem auf körperliche Gewalt bezieht.

⁶ Vgl. den Überblick bei Klaus Weinbauer, *Urbane Jugendproteste, Jugendbanden und soziale Ungleichheit seit dem 19. Jahrhundert. Vergleichende und transnationale Perspektiven auf Deutschland, England und die USA*, in: Arne Schäfer/Matthias D. Witte/Uwe Sander (Hrsg.), *Kulturen jugendlichen Aufbegehrens. Jugendprotest und soziale Ungleichheit*, Weinheim/München 2011, S. 25-48; Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase/Otto Backes (Hrsg.), *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*, Frankfurt/M. 1998; Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hrsg.), *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*, Frankfurt/M. 2004; ferner Ralph Jessen, *Polizei im Industrieviertel. Modernisierung und Herrschaftspraxis im westfälischen Ruhrgebiet 1848-1914*, Göttingen 1991; Elaine Glovka Spencer, *Police and the social order in German cities. The Düsseldorf District, 1848-1914*, DeKalb 1992; Anja Johansen, *Soldiers as police. The French and Prussian armies and the policing of popular protest, 1889-1914*, Aldershot 2005; Herbert Reinke, „... hat sich ein politischer und wirtschaftlicher Polizeistaat entwickelt“. *Polizei und Großstadt vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zum Beginn der zwanziger Jahre*, in: Alf Lüdtke (Hrsg.), *„Sicherheit“ und „Wohlfahrt“. Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1992, S. 219-242; Detlev Peukert, *Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932*, Köln 1986; Dietrich Oberwittler, *Von der Strafe zur Erziehung? Jugendkriminalpolitik in England und Deutschland (1850-1920)*, Frankfurt/New York 2000.

⁷ Ähnlich argumentiert für Großbritannien Matt Neale, *Research in Urban History. Recent theses on crime in the city, 1750-1900*, in: *Urban History* H. 40/2013, S. 567-577.

gesehen fehlen Forschungen, die präzise analysieren, wie Gewalt und Stadt aufeinander bezogen sind. Jedoch hat nicht nur die Stadtforschung Schwierigkeiten mit der Integration von Gewalt; auch die Gewaltforschung hat bisher kaum einen genauen Blick auf das spezifisch städtische Profil dieser Gewalt gerichtet.⁸ Diese doppelte disziplinäre Randständigkeit liegt nun nicht daran, dass die derzeitige Gewaltforschung keine anschlussfähigen Konzepte generiert; eher das Gegenteil ist der Fall.

Auch wenn die deutsche Stadtgeschichte mehr an Stadtplanungen, -konzepten und -wahrnehmungen interessiert ist, so kann dies kaum erklären, warum Gewalt in der zeithistorischen Stadtforschung bislang weitgehend ignoriert wurde. Mit Blick auf die Situation in Deutschland scheint ein Zusammenwirken von drei Faktoren zu diesem Forschungsdefizit beigetragen zu haben.⁹ Erstens fehlt selbst neueren Stadtdefinitionen eine explizit konflikthafte, genauer: gewaltbezogene Komponente von Stadt.¹⁰ Zweitens, und eng damit verbunden, fiel es der Sozialgeschichte als wichtigem Orientierungspunkt der neueren Stadtgeschichte schwer, Gewalt als Bestandteil des gesellschaftlichen Alltags zu betrachten. Gewalt galt als etwas, was nicht alltäglich sein durfte, sondern als Ausnahmetatbestand zu erklären und durch strukturelle Nachsteuerung zukünftig zu vermeiden war. Die in der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft prägende „Aversion gegen soziale Konflikte“¹¹, wie sie

⁸ Wichtig sind immer noch Trutz von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt*, Opladen 1997; und Katharina Inhetveen, *Gewalt in ihren Deutungen. Anmerkungen zu Kulturalität und Kulturalisierung*, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 30:3, 2005, S. 28–50; ferner Neithard Bulst/Ingrid Gilcher-Holtey/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Gewalt im politischen Raum. Fallanalysen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York 2008; Wilhelm Heitmeyer u.a. (Hrsg.), *Control of violence. Historical and international perspectives on violence in modern societies*, New York 2011; ders./Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, Frankfurt/M. 2004. Allenfalls finden sich in der Literatur Hinweise auf abstrakte, kaum konkret stadtspezifische Desintegrationstendenzen.

⁹ Die Forschungslage in anderen europäischen Ländern ist grundsätzlich ähnlich. Jedoch besteht zumindest in Großbritannien eine kriminologische Forschungstradition, die Kriminalität und damit auch Gewalt in historischer Perspektive mit untersucht; auch in Frankreich ist Gewalt unter dem Dach stadtbezogener Kriminalitäts- oder Polizeistudien analysiert worden. Vgl. zum Forschungsstand die Zeitschriften *Crime, Histoire et Sociétés/Crime, History and Society*; *British Journal of Criminology*; ferner Clive Emsley, *Crime and society in England, 1750-1900*, Harlow 2008; ders., *Crime, Police, and Penal Policy. European experiences 1750-1940*, Oxford u.a. 2007; ders., *Hard Men. The English and violence since 1750*, London u.a. 2005; Barry S. Godfrey/Clive Emsley/Graem Dunstall (Hrsg.), *Comparative Histories of Crime*, Cullompton u.a. 2003.

¹⁰ Vgl. Martina Löw/Silke Steets/Sergej Stoetzer, *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen/Farmington Hills 2007, S. 12f.

¹¹ Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1971, hier S. 456; vgl. ferner Klaus Tenfelde/Gerhard A. Ritter (Hrsg.), *Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung 1863-1914. Berichtszeitraum 1945-1975*, S. 84 und 93f.

Ralf Dahrendorf 1971 konstatierte, dürfte mit zu dieser Sichtweise beigetragen haben. Seit den 1970er Jahren thematisierte dann zwar die Arbeitergeschichte kollektives (und damit auch gewaltsames) Handeln, wobei es zeitweise auch zu einer Kooperation mit Stadthistorikern kam¹², der genaue Blick auf Gewaltakteure und auf ihre Praktiken war jedoch eher selten. Nach dieser Blüte verschwand die Streik- und Protestforschung mit dem Niedergang der *Labour History* seit den 1990er Jahren von der Forschungsagenda.¹³ Drittens schließlich wurde die Ausblendung von Gewalt auch deshalb befördert, weil Gewalt als anthropologische Konstante wahrgenommen wurde und als nicht kulturell gestaltet galt.¹⁴ Gewalt manifestierte sich in klassisch sozialgeschichtlichen Studien primär in anonymen Strukturen.¹⁵ Damit konnten zwar z.B. einzelne Stadtviertel als gewaltaffin beschrieben werden, letztlich blieb aber Gewalt auch aus dieser Perspektive ein strukturelles Phänomen. Die konkrete Wechselwirkung zwischen Topografie und Gewaltpraktiken konnte nicht in den Blick genommen werden, denn diese Perspektive setzt eine Konzeption von Gewalt als kulturell und sozial wandelbares Phänomen voraus.

Neue Forschungsansätze: Kommunikation, Raum, soziale Praxis, Vernetzung

In diesem Forschungsaufriß und mit den Beiträgen des vorliegenden Hefts möchten wir dazu beitragen, die Forschungslücke zum Thema Stadt und Gewalt zu verkleinern und zu skizzieren, wie Stadtgeschichts- und Gewaltforschung produktiv aufeinander bezogen werden können. Ausgangspunkt sind die Konzepte der seit etwa Mitte der 1990er Jahre boomenden sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung sowie kulturwissenschaftlich orientierte Überlegungen der neueren Konfliktforschung. Diese Forschungsrichtungen wollen nicht primär klären, warum Gewalt ausbricht, sondern die konkreten Gewaltpraktiken analysieren. Bei allen Unterschieden zwischen den Autorinnen und Autoren verbindet diese Studien die Orien-

¹² Mike Savage, *Urban History and Social Class. Two paradigms*, in: *Urban History* H. 20/1993, S. 61–77; Leonard Wallock, *Work and the Workplace in the City. Toward a synthesis of the "new" labor and urban history*, in: Howard Gillette, Jr./Zane L. Miller (Hrsg.), *American Urbanism. A historiographical review*, New York 1987, S. 73–89.

¹³ Vgl. zuletzt Manfred Gailus, *Was macht eigentlich die historische Protestforschung? Rückblicke, Resümee, Perspektiven*, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* H. 34/2005, S. 127–154; Klaus Weinhauer, *Konflikte am Arbeitsplatz und im Quartier: Perspektiven einer sozialgeschichtlichen Erforschung von Arbeitskämpfen und Konsumentenprotesten im 20. Jahrhundert*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* H. 38/1998, S. 337–356; ferner Heinz-Gerhard Haupt, *Gewalt und Politik im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2012.

¹⁴ Ausführlich dazu Inhetveen, *Gewalt in ihren Deutungen*.

¹⁵ Dies sollte allerdings nicht mit dem Konzept „strukturelle Gewalt“ verwechselt werden; vgl. dazu Johan Galtung, *Violence, Peace and Peace Research*, in: *Journal of Peace Research* 6:3, 1969, S. 167–191.

tierung an Heinrich Popitz.¹⁶ Zusammenfassend betrachtet rücken diese Arbeiten, erstens, körperliche Gewalt in den Mittelpunkt - was die Operationalisierbarkeit einer so ausgerichteten Forschung fördert, die sich nicht mit einer kaum nachweisbaren Allgegenwart struktureller Gewalt auseinandersetzen muss. Zweitens betont Popitz Gewalt als „Jedermannsressource“:

„Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muß nie, kann aber immer töten – einzeln oder kollektiv – gemeinsam oder arbeitsteilig – in allen Situationen, kämpfend oder Feste feiernd – in verschiedenen Gemütszuständen, im Zorn, ohne Zorn, mit Lust, ohne Lust, schreiend oder schweigend (in Todesstille) – für alle denkbaren Zwecke – jedermann.“¹⁷

Potenzial zum gewaltsamen Agieren besitzen damit grundsätzlich alle Menschen. Drittens wird Gewalt in triadischen Konstellationen untersucht, d.h. die Aufmerksamkeit gilt nicht nur den an Gewalthandlungen direkt Beteiligten, sondern auch unbeteiligten Dritten wie Zuschauern oder Medien.¹⁸ Viertens wird schließlich betont, dass Gewalt Ordnung stiften bzw. ausdrücken kann und stets mit kulturellen Deutungen und Imaginationen verbunden ist. Gewalt bricht also nicht aus irgendetwas oder irgendwem unkontrollierbar hervor, sondern ist zielgerichtet und situationsspezifisch codiert.¹⁹ Damit wird Gewalt zu einem sinnhaften Phänomen, das auch einer analytischen Untersuchung zugänglich ist. Somit sind diese Forschungen nicht darauf ausgerichtet, die tendenzielle Zu- oder Abnahme gesellschaftlicher Gewalt zu erklären, sondern sie analysieren einerseits die situationsspezifische Kontingenz von Gewaltpraktiken und andererseits die spezifische Bedeutung, die Akteure diesem Gewalthandeln zuschreiben.²⁰

Auf Basis dieser Überlegungen sowie durch die Weiterentwicklung unserer eigenen Ansätze gehen wir von der These aus, dass Gewalt zwar einen konkreten und ambivalenten (destruktiven wie produktiven) Teil des städtischen Alltags bildet.²¹

¹⁶ Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, 2., stark erw. Aufl. Tübingen 1992.

¹⁷ Ebd., S. 50.

¹⁸ Birgitta Nedelmann, *Gewaltsoziologie am Scheideweg*, in: von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt*, S. 59–85, hier S. 67.

¹⁹ Vgl. *Berliner Journal für Soziologie* 23:1, 2013 (v.a. die Beiträge von Hartmann und Mackert); Andreas Pettenkofer/Christoph Liell, *Kultursoziologische Perspektiven in der Gewaltforschung*, in: Christoph Liell/Andreas Pettenkofer (Hrsg.), *Kultivierungen von Gewalt. Beiträge zur Soziologie von Gewalt und Ordnung*, Würzburg 2004, S. 9–40; Inhetveen, *Gewalt in ihren Deutungen*.

²⁰ Dagmar Ellerbrock, *Generation Browning. Überlegungen zu einem praxeologischen Generationenkonzept*, in: *Geschichte im Westen* H. 26/2011, S. 7-34; Michael Meuser, "Doing Masculinity" - Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hrsg.), *Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*, Frankfurt/M. u.a. 2002, S. 53–78.

²¹ Vgl. zum Folgenden Ellerbrock, Browning; Klaus Weinbauer, *Vom antikolonialen Konflikt zum Kampf*

Mit Randall Collins sind wir jedoch ebenso der Überzeugung, dass gewaltsames Handeln nicht leichtfällt, sondern Gewaltakteure in der Regel, hohe Schwellen überwinden müssen, bevor sie Gewalt anwenden.²² Konzentriert auf körperliche Gewalt bevorzugen wir einen Gewaltbegriff, der den kommunikativen Charakter von Gewalt betont (1), der Gewaltkommunikation als soziale Praxis versteht (2) und der davon ausgeht, dass Gewalt kommunikativ vernetzt und vernetzend ist bzw. wirkt (3). Speziell die Untersuchung politischer Gewalt, vor allem des Terrorismus, zeigt den analytischen Mehrwert des Kommunikationsansatzes. So wird deutlich: Gewalt ist nicht sinnlos, sondern stets ein Kommunikationsakt, der wiederum Anschlusskommunikation verschiedener Akteure evozieren kann. Der Blick auf soziale Praktiken fokussiert konkrete Akteure, die ihre Gewalthandlungen nicht nur miteinander, sondern auch mit unbeteiligten Dritten kommunikativ vernetzen; durchaus auch über die Grenzen der Stadt(viertel) hinaus. Auch die Frage nach speziellen Zuschreibungsmustern gegenüber und Deutungskämpfen um Gewalt gehört hierhin.

Soll dieser Gewaltbegriff stadtbezogen operationalisiert werden, darf der oben erreichte Zugewinn an Konkretheit nicht durch einen Bezug auf ein Abstraktum wie die (ganze) Stadt wieder verloren gehen. Deshalb ist es notwendig, die konkrete räumliche Dimension des Städtischen in den Blick zu nehmen.²³ Dies wird möglich durch eine an Henri Lefèbvre und Martina Löw orientierte Interpretation, die Räume durch das Zusammenwirken von drei Ebenen (*perceived*, *conceived* und *lived space*) konstituiert sieht. Es geht um die alltägliche räumliche Praxis (*perceived*), um die Repräsentationen von Raum (*conceived*), konzeptionalisiert u.a. durch Planer, Architekten, Wissenschaftler, sowie um den Raum der Repräsentationen

um Symbole. Räumliche, lokale und transnationale Perspektiven auf den Nordirlandkonflikt (1967-1998), in: ders./Jörg Requate (Hrsg.), Gewalt ohne Ausweg? Terrorismus als Kommunikationsprozess in Europa seit dem 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2012, S. 177–199; Klaus Weinhauer/Jörg Requate, Terrorismus als Kommunikationsprozess: Eskalation und Deeskalation politischer Gewalt in Europa seit dem 19. Jahrhundert, in: dies. (Hrsg.), Gewalt, S. 11–47.

²² Randall Collins, Dynamik der Gewalt: eine mikrosoziologische Theorie, Hamburg 2011. Inwieweit sich der Zugang zu Gewalt durch wiederholte Gewaltpraktiken ändert bzw. innerhalb habitualisierter Gewaltkulturen eine differente Gewaltdynamik besteht, ist eine offene Forschungsfrage, deren Erörterung indes den konzeptionellen Rahmen dieses Heftes sprengt. Zu sozialen Praktiken in Gewaltmilieus siehe z.B. Katharina Inhetveen, Gesellige Gewalt, Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten, in: von Trotha (Hrsg.), Soziologie der Gewalt, S. 235–269.

²³ Vgl. zum Folgenden Henri Lefèbvre, The Production of Space, Malden/MA 1991 (frz. Original 1974), S. 33, f S. 38-40; sowie Löw/ Steets/ Stoetzer, Stadt- und Raumsoziologie, S. 12f., S. 52-55 und S. 63; Markus Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt/M. 2009, hier S. 175 f.; ferner die anregenden Ausführungen von John C. Wood, Locating violence. Space and the construction of physical aggression, in: Katherine Watson (Hrsg.), Assaulting the past. Placing violence in historical context, Newcastle 2007, S. 20-37.

(*lived*), um den imaginierten Raum der - auch widerständigen – Symbole und Bilder. Martina Löw betont in ihrer für unser Anliegen höchst anschlussfähigen Definition vor allem die Handlungs- und Kommunikationskomponenten des Städtischen.

Insgesamt gesehen betrachten wir somit Gewalt nicht als Ausnahmesituation, sondern als eine kommunikations- und raumbasierte, Ordnungen und Sinnsysteme stiftende vernetzende bzw. vernetzte soziale Praxis, im städtischen Setting eingebunden in die vielfältigen dichten (auch medialen) urbanen Kommunikationsnetzwerke. Für eine so umrissene Erforschung des Verhältnisses von Stadt, Raum und Gewalt ist es zunächst wichtig, Gewalthandlungen in der Stadt genau zu verorten.²⁴ Wir fragen also: Welche städtischen Räume, im Sinne von physisch realen Orten, wurden wie gewaltsam angeeignet, welche Imaginationen/Konzepte und welche Symbole waren damit verbunden? Weiter muss untersucht werden, ob es bevorzugte Gewaltpraktiken und bevorzugte Orte für Gewalthandeln gab und/oder die urbane Topographie eventuell sogar zu einer Begrenzung von Gewaltpraktiken führte.²⁵ Mittels dieser Analyseschritte kann ein topographisches Profil urbaner Gewalthandlungen erstellt werden. Gleichzeitig ist aber auch unter Einbeziehung von Gender- und ethnischen Perspektiven zu fragen, welche Akteure an welchen Gewalthandlungen beteiligt waren, in welcher Form und mit welchen Zielen sie sich in eskalierenden oder deeskalierenden Praktiken engagierten. Bei der Beantwortung dieser Fragen muss zwangsläufig die Polizei als Inhaberin des staatlichen Gewaltmonopols nach innen einbezogen werden; denn mit ihr kamen diese Gewaltakteure zuerst in Kontakt. Die Interaktion und Wahrnehmung der Polizei beeinflusste den Verlauf der Gewaltaktivitäten; wobei der erste Einsatz körperlicher Gewalt durchaus auch von der Polizei ausgehen konnte.

Der von uns betonte Vernetzungsaspekt von Gewalt führt zur Frage, wie Orte, Gewaltpraktiken, Gewaltakteure sowie die ebenfalls wichtigen unbeteiligten Dritten in der Stadt kommunikativ vernetzt waren. Damit ist zugleich die urbane Verdichtung von Kommunikation angesprochen, wodurch – vor allem für eine gewaltorientierte Stadtgeschichte der Moderne - die Frage nach der Rolle von Medien in der

²⁴ Analytisch sehr nützlich ist die von Lefèbvre entworfene Triade gelebte, imaginierte/konzeptionierte und symbolisch repräsentierte Räume; eine erste Umsetzung bietet Klaus Weinhauer, Protest, kollektive Gewalt und Polizei in Hamburg zwischen Versammlungsdemokratie und staatlicher Sicherheit ca. 1890-1933, in: Lenger (Hrsg.), Gewalt, S. 69–102.

²⁵ Langfristig muss dieses Forschungsdesign um die Dimension der Materialität von Gewalthandlungen ergänzt werden, die sowohl Artefakte, mit denen Gewalt ausgeübt als auch Objekte, gegen die sich Gewalt richtet in den Blick nimmt. Erste Überlegungen zum Einfluss von Artefakten auf Reichweite und Charakter von Gewaltpraktiken in: Ellerbrock, Generation Browning.

städtischen Gewaltkommunikation in den Vordergrund rückt.²⁶ Bewirkt ihre Berichterstattung eher eine Eskalation von Gewalt, oder ist sie ein Faktor, der auch de-eskalierend wirken kann? Zudem stellt sich die Frage, ob Gewaltpraktiken – medial vermittelt - von Stadt zu Stadt ‚wanderten‘, bzw. ob ein spezifischer Grad oder eine besondere Form der Gewalt evtl. sogar das Image einer Stadt prägte. Diese Fragen und deren Beantwortung sind eng an den Wandel städtischer Kommunikation gebunden. Gleichzeitig ermöglicht es die kommunikative Verknüpfung von Gewalt, die Dynamik und das zeitliche Profil von Gewalt zu beleuchten. Dabei gehen wir davon aus, dass Gewalt kein stets eskalierendes Phänomen ist. Vielmehr gibt es immer wieder Strategien, Akteure, Konstellationen und Orte, die Gewaltpraktiken beenden und beenden konnten.

Die Heftbeiträge

Um dieses analytische Design umzusetzen, ist ein genauer Blick auf die Straßen und Plätze der Städte notwendig. Dies gestattet einerseits die präzise Analyse lokaler Gewaltpraktiken, wie dies im Heft für Barcelona, Berlin, London und Warschau vorgeführt wird. Andererseits bildet ein solcher lokal basierter Zugriff eine sehr gute Grundlage für transnationale wie translokale Vergleichs- und Verflechtungsperspektiven, die hier zwar nur angesprochen werden können, aber grundsätzliches Entwicklungspotential für zukünftige Forschung enthalten – dazu später mehr. Grundlegend für solche Studien ist eine intensive Rezeption des internationalen Forschungsstandes. Der Aufsatzteil des vorliegenden Bandes eröffnet daher mit einem konzisen Forschungsüberblick, der dazu anregen soll, bisher häufig national separierte Forschungsfelder analytisch in neuere Forschungen zu integrieren. *Richard Mc Mahon* resümiert den einschlägigen Forschungsstand aus dem angloamerikanischen Sprachraum, dem die deutschsprachige Kriminalitätsforschung viele Anregungen verdankt. Wie er darlegt, ist die dortige Literatur von zwei Thesen geprägt: Zum einen wird mit Blick auf Europa und die USA postuliert, urbane Settings wirkten pazifizierend, verminderten interpersonelle Gewalt und generierten weniger gewaltsame Verhaltensmuster. Zweitens gehen viele Studien davon aus, städtische Gewalt unterscheidet sich grundlegend von ländlicher, wobei auch diese Interpretationen einen stärkeren Gewaltrückgang in den Städten als auf dem Land konstatieren. Mc Mahon verwirft beide Thesen und plädiert für eine weit intensivere Kontextualisierung von Gewalt, orientiert an fließenden Grenzen zwischen Stadt und Land;

²⁶ In diesem Sinne z.B. Dagmar Ellerbrock, Gun violence and control in Germany 1880–1911. Scandalizing gun violence and changing perceptions as preconditions for firearm control, in: Heitmeyer u.a. (Hrsg.), Control, S. 185–212.

zudem betont er, dass transnationale Transfers zur Fluidität dieser mehr imaginierten als realen Abgrenzungen beitragen. Noch heute gelte die Stadt als Brutstätte von Gewalt, die einer idealisierten ländlichen Gesellschaft gegenüber gestellt wird, wobei wirkliche Stadt-Land-Vergleiche immer noch rar sind.

Florian Grafls Beitrag thematisiert eine Form der Gewalt im Barcelona der frühen 1930er Jahre, die sich aus Arbeitsbeziehungen ergab oder sich darauf bezog. Denn Barcelona war nicht nur eine Hochburg der syndikalistischen Arbeiterbewegung, sondern auch eine solche der Gewalt. Diese Perspektive überwindet einen blinden Fleck der neueren Gewaltforschung, die zumeist nur Gewaltformen untersucht, die im Freizeit- bzw. Konsumsektor verankert sind. Zudem zeigt der Beitrag, dass Städte unterschiedliche Gewalttraditionen entwickeln können. Denn anders als in Madrid, wo politische Gewalt erst gegen Ende der Zweiten Republik verstärkt auftrat, gab es in Barcelona eine bis zur Jahrhundertwende zurückreichende Gewalttradition. Diese Gewaltpraktiken und die darauf bezogenen Reaktionen änderten sich in den frühen 1930er Jahren, vor allem durch die Erinnerung an die Gewaltexzesse des *Pistolismo* (1917-1923), als das staatliche Gewaltmonopol fast vollständig erodierte und Menschen durch Banden von Auftragskillern zu Hunderten ermordet wurden. In den 1930er Jahren wurde die Gewalt punktueller und gezielter praktiziert. Darüber hinaus agierten staatliche Akteure der Zweiten Republik nicht mehr ausschließlich repressiv, sondern in Kombination mit sozialpolitischen Maßnahmen. Schließlich unterstützten die Bewohner Barcelonas Gewaltakte weit weniger als noch während des *Pistolismo*, indem sie Gewalttäter nun wesentlich häufiger denunzierten und teilweise selbst bei deren Ergreifung mitwirkten.

Die als politisch interpretierte kollektive Gewalt der Weimarer Republik ist bereits gut erforscht, wobei der Einfluss urbaner Faktoren erst ansatzweise gewichtet wird.²⁷ Jedoch fehlen Studien über die im städtischen Alltag verankerte Gewalt. *Herbert Reinke* leistet hier wichtige kriminologisch-ethnografische Pionierarbeit zu tätlichen Beleidigungen, wie sie in Reviertagebüchern der Berliner Polizei, speziell der 1930er Jahre, überliefert wurden. Wie seine umsichtige Analyse verdeutlicht, entstand eine solche gewaltsame Kommunikation nicht aus dem Nichts, sondern hatte eine Vorgeschichte. Zudem mussten diese Konflikte nicht zwangsläufig eskalieren. Denn unter geschlechtergeschichtlicher Perspektive, immer noch ein Defizit

²⁷ Vgl. Eve Rosenhaft, *Beating the fascists? The German communists and political violence, 1929-1933*, London/ New York/Melbourne 1983; Dirk Schumann, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918-1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg*, Essen 2001; Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristum und in der deutschen SA*, Köln 2002; Pamela E. Swett, *Neighbors and Enemies. The Culture of Radicalism in Berlin, 1929-1933*, Cambridge/New York 2004; Joachim C. Häberlen, *Vertrauen und Politik im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise 1929-1933/38*, Göttingen 2013.

in der städtischen Gewaltforschung²⁸, waren diese Konfrontationen vernetzt mit anderen Normen und Werten, in diesem Fall mit Imaginationen von Ehre und Männlichkeit. Deren angemessene Wiederherstellung, auch durch bewusste Einschaltung der Polizei, konnte den Konflikt einhegen. Denn wie Reinke betont, agierte die Berliner Polizei hier nicht als allmächtige staatliche Institution, sondern wurde von den Beleidigten gezielt eingeschaltet, um ihre verletzte Ehre wiederherzustellen.

Mit Blick auf die jungen deutschen Staaten ist die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sehr lange unter Wiederaufbauaspekten untersucht worden. Die Analyse gewaltsamer Praktiken blieb ein offenes Forschungsfeld, das erst jüngst bearbeitet wird. Diese Perspektive ist umso wichtiger, als die nationalsozialistische Herrschaft durch massive, staatlich sanktionierte und volksgemeinschaftlich getragene Gewaltpraktiken, aber auch der Bombenkrieg das Gesicht und die soziale Ordnung der Städte stark verändert hatten. *Malte Zierenberg* verdeutlicht, wie die Berliner Schwarzmarktakteure, die Polizei sowie die ausdifferenzierte Nachkriegspresselandschaft versuchten, eine neue Zivilität herzustellen. Denn die mediale Kommunikation über Gewalt sowie die Gewaltpraktiken und die darauf bezogenen Imaginationen sowohl staatlicher Institutionen (hier: Polizei und ihre Schwarzmarktrazzien) als auch der Schwarzmarktakteure trugen dazu bei, das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft auf eine zivilere Basis zu stellen. Darüber hinaus wurden in der Praxis des Schwarzmarktes die Räume der „Ruinenstadt“ (Bader) nicht nur neu imaginiert, sondern von den Stadtbewohnern selbstbewusst wieder angeeignet. Grundsätzlich, so Zierenberg, wurde nach dem Krieg die massive, zusammenschließende Gewaltausübung in der „Volksgemeinschaft“ abgelöst durch ein Sprechen über eine als allgegenwärtig wahrgenommene Gewalt. Eingebunden war all dies in eine sich neu formierende Nachkriegsmedienlandschaft, die eine breite Palette zivilerer Begegnungen zwischen Bürgern und staatlicher Obrigkeit beschrieb und in der Beschreibung mit herstellte.

Die turbulente Phase der europäischen Geschichte ab den 1960er Jahren kann kaum ohne eine fundierte Analyse gewaltsamen Handelns auskommen. Zwar sind die Aktivitäten der Polizei, aber auch die politische Gewalt des Terrorismus inzwischen geschichtswissenschaftlich zumindest ansatzweise erforscht. Lücken bestehen jedoch für die Gewalt, die ganz allgemein Jugendlichen zugeschrieben wird. Dies ist umso erstaunlicher, als städtische Bedrohungen seit den 1960er Jahren fast

²⁸ Vgl. als Überblick Patricia Zuckerhut, Von der Gewaltdebatte in Anthropologie und Sozialwissenschaften hin zu einer feministischen Analyse geschlechtlich konnotierter Gewalt, in: Zeitschrift für Ethnologie 135:2, 2010, S. 275–304; dies./Barbara Grubner (Hrsg.), Gewalt und Geschlecht. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf sexualisierte Gewalt, Frankfurt/M. u.a. 2011; Siegfried Lamnek/Manuela Boatca (Hrsg.), Geschlecht - Gewalt - Gesellschaft, Opladen 2003.

synonym galten mit einer wie auch immer definierten Jugendgewalt, ausgeübt von ebenso vage umrissenen Jugendbanden wie „Rockern“, „Punks“ und „Hooligans“ (ein Begriff, der aus dem 19. Jahrhundert stammt), die scheinbar nur „geil auf Gewalt“²⁹ waren.

Diese Jugendlichen agierten nicht nur in west-, sondern auch in osteuropäischen Städten. Wie *Michael G. Esch* an polnischen Beispielen herausarbeitet, sind urbane jugendliche Hooligans, entgegen einer weitverbreiteten Annahme, nicht vorrangig darauf aus, sich die gesamte Stadt anzueignen oder gar staatliche Ordnungen umzustürzen. Zudem kommunizieren sie nicht primär und ausschließlich gewaltsam miteinander bzw. mit ihrer Umwelt. Vielmehr ist die Kommunikation der männlich dominierten Gruppierungen in ihrer „historisierten Unmittelbarkeit“ durch drei Merkmale gekennzeichnet: Sie wird getragen von Wandmalereien (Graffiti), die oft historische Bezüge herstellen, von ritualisierten Beleidigungen (bisweilen mit antisemitischen Komponenten) und von männlich codierter körperlicher Gewalt zwischen den Gruppierungen. Zwar findet diese Kommunikation im öffentlichen Raum statt, ist jedoch hermetisch, selbstreferenziell und extrem lokalisiert: Sie markiert das jeweils beanspruchte städtische Territorium und ist an die eigene Gruppe, an konkurrierende „Firmen“ sowie an die Polizei gerichtet. Diese Lokalisierung erschwert es, Hooligans für übergreifende (linke oder rechte) Ideologien zu mobilisieren.

Wie bereits mehrfach verdeutlicht wurde, bildet die Polizei für das Verständnis städtischer Gewalt ein unverzichtbares Untersuchungsobjekt. Interessanterweise steht eine sozial- und kulturgeschichtlich fundierte Polizeigeschichte immer noch eher am Rande der deutschen Geschichtswissenschaft.³⁰ Der methodisch reflektierte Beitrag von *Anja Johansen* analysiert situationsbezogene Interpretationen und Narrative, die nicht nur zwischen der Polizei und denjenigen, die von polizeilichen Aktivitäten direkt betroffen waren, ausgehandelt werden. Vielmehr greift hier zumeist auch die allgemeine Öffentlichkeit (v.a. die Medien) ein. Anhand zweier englischer Beispiele - zwei Todesfälle nach Polizeieinsätzen auf Demonstrationen 1887 und 2009 - untersucht sie, wie sich polizeiliche Definitionsmacht gewandelt hat, wenn es darum geht, die Legitimität des Einsatzes körperlicher Polizeigewalt zu bestimmen. Seit den 1990er Jahren sind die von polizeilichen Maßnahmen Betroffenen

²⁹ Bill Buford, *Geil auf Gewalt*. Unter Hooligans, München 1992; ferner zur Forschung Weinbauer, *Jugendproteste*.

³⁰ Vgl. zum Forschungsstand Alf Lüdtker/Herbert Reinke/Michael Sturm (Hrsg.), *Polizei, Gewalt und Staat im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 2011; Klaus Weinbauer, *Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und innerer Sicherheit: Die turbulenten sechziger Jahre*, Paderborn u.a. 2003; Gerhard Fürmetz/Herbert Reinke/Klaus Weinbauer (Hrsg.), *Nachkriegspolizei. Sicherheit und Ordnung in Ost- und Westdeutschland 1945-1969*, Hamburg 2001.

nicht mehr hilflose Opfer polizeilicher Interpretationsmacht. Nun schaffen Videodokumentationen, vor allem durch Mobiltelefone, alternative Interpretationen. Polizei und Öffentlichkeit überwachen sich gegenseitig. Zugespitzt formuliert: Oft ging das Monopol physischer Gewaltsamkeit der Polizei (zumindest zeitweise) einher mit einem Monopol der Deutungshoheit über die jeweiligen Abläufe polizeilicher Einsätze. Letzteres fußte auf dem Vertrauens- und Glaubwürdigkeitsvorschuss, den viele Akteure der Polizei entgegenbrachten. Diese Definitionshoheit schwand in den 1990er Jahren. Nach wie vor ist es jedoch wichtig, ob bzw. inwieweit die Öffentlichkeit das polizeiliche Agieren als angemessen interpretiert, der Polizei also weiterhin den „benefit of the doubt“ (Johansen) einräumt.

Resümee und Ausblick: Desiderata und offene Fragen

Stadt und Gewalt bieten vielfältige Bezugspunkte und stehen in einem spannungsreichen, von historischen Veränderungen geprägten Verhältnis - so lassen sich die hier versammelten Beiträge resümieren, die unter Einbeziehung von Raum- und Kommunikationsaspekten folgende Erkenntnisgewinne bieten: Die Raumperspektive ermöglicht eine präzisere Vernetzung von Praktiken, Imaginationen und symbolischen Aspekten von Gewalt in der Stadt. Wie aus einigen Beiträgen (Reinke, Esch) hervorgeht, ist körperliche Gewalt eng mit anderen Kommunikationsformen verbunden bzw. wird durch diese vorbereitet und nachfolgend gedeutet. Versteht man Gewalt in der oben vorgestellten Weise als sinnhaftes Phänomen, so ist eine Verbindung mit vor- und nachgehenden Kommunikationspraktiken unumgänglich. Gewaltpraktiken folgten dabei ebenso wie die mit Gewalt einhergehende Kommunikation geschlechtlich und ethnisch codierten individuellen und/oder Gruppennormen, die wiederum mit anderen Regelsystemen verwoben sein können, die nicht universell sein müssen, sondern auch nur im lokalen Territorium präsent und gültig sein können. Denn die symbolische Kommunikation mittels Graffiti oder durch rituelle Beleidigungen des Gegners verdeutlicht auch die jeweils geltenden Sprach- und Denkmuster.³¹ Die so beschriebene Vernetzung kann sowohl die Eskalation von Gewaltpraktiken fördern als auch Mittel zur Deeskalation sein. Damit gerät ein bisher unhinterfragtes Masternarrativ der Gewaltforschung in Erklärungsnot, das einen unmittelbaren Zusammenhang von staatlichem Gewaltmonopol und Gewaltrückgang postuliert.³²

³¹ Vgl. dazu immer noch Elijah Anderson, *Code of the street. Decency, violence, and the moral life of the inner city*, New York 2000.

³² Vgl. dazu den Beitrag von Mc Mahon.

Zweifelsohne ist eine funktionierende staatliche Exekutive und Polizeimacht hilfreich, Gewalthandlungen einzugrenzen.³³ Gleichzeitig ist die Stadt der Ort, an dem staatliche Exekutive und Polizei sehr präsent sind. Trotzdem sind urbane Gewaltpraktiken ein häufiges Phänomen. Somit ist bisher ungeklärt, wie, wann und warum Gewalt durch das Gewaltmonopol eingehegt oder offenbar auch partiell provoziert wird. Analytisch hier anknüpfende Studien sollten dreierlei beachten: Erstens darf die Polizei nicht von vornherein als allgegenwärtiger und allmächtiger staatlicher Akteur betrachtet werden (Reinke, Johansen, Zierenberg). Denn das staatliche Gewaltmonopol (in der Stadt) existiert nicht von sich aus, sondern wird erst durch praktisches polizeiliches Handeln geschaffen. Zweitens ist die Arbeit der Polizei und damit auch die Umsetzung des staatlichen Gewaltmonopols von gegenseitiger Akzeptanz und gegenseitigem Vertrauen stark beeinflusst, was für alle Akteure gilt: für Bevölkerung, Polizei und Dritte (einschl. Medien) - und muss nicht in allen Stadtvierteln und bei allen Einsatzen identisch sein. Wird dieses Wechselverhältnis untersucht, muss drittens berücksichtigt werden, dass es sich bei der Polizei nicht zwangsläufig um eine einheitliche Institution handelt. Denn in europäischen Ländern existieren verschiedene Polizeien nebeneinander, für die jeweils unterschiedliche staatliche Ministerien (Innen-, Militär, Finanzministerium) zuständig sein können; daneben gibt es oft auch noch städtische Polizeien.³⁴

Die in diesem Heft vorgestellten Forschungsergebnisse möchten wir als Plädoyer verstanden wissen, die Kategorien Stadt, Raum und Gewalt (als soziale Praxis/Kommunikationsmittel) analytisch produktiv zu verknüpfen. Dies sehen wir als eine erste Schneise in ein Forschungsfeld, das vielversprechende Entwicklungsmöglichkeiten besitzt, die hier nur konzeptuell angerissen, nicht aber empirisch umfassend eingelöst werden können: Wie oben bereits angedeutet wurde, lassen sich urbane Gewaltpraktiken noch besser verstehen, wenn zukünftig transnationale Vergleichs- und Verflechtungsperspektiven stärker in den Blick genommen werden. Dies gilt für den Vergleich und die Verflechtung zwischen Städten ebenso wie zwischen Stadt und Land, wodurch erst urbane Spezifität profilierbar und verstehbar wird. Zum einen sichert die in der Stadtgeschichtsforschung vielfach erprobte lokale Eingrenzung des Untersuchungsraums die forschungspraktisch wichtige Operationali-

³³ Dies wird ex negativo durch vielfältige Studien zu *failed states* nachgewiesen; vgl. Hans Joas/Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt/M. 2008, S. 309-331; ferner Wolfgang Knöbl, Überlegungen zum Phänomen kollektiver Gewalt in europäischen Großstädten während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, in: Lenger (Hrsg.), *Gewalt*, S. 187-202.

³⁴ Vgl. zu den verschiedenen Polizeisystemen Clive Emsley, *Gendarmes and the state in nineteenth-century Europe*, Oxford/New York 1999; Hsi-Huey Liang, *The rise of modern police and the European state system from Metternich to the Second World War*, Cambridge 1992; Gerald Blaney, *Policing interwar Europe. Continuity, change and crisis, 1918-40*, Basingstoke/New York 2007.

sierbarkeit solcher Studien. Zum anderen könnte eine so ausgerichtete lokal fundierte und methodisch reflektierte Stadtforschung viel dazu beitragen, die aktuell intensiv diskutierten Erkenntnismöglichkeiten translokaler Studien auszuloten und so die Konstituierung globaler Zusammenhänge quasi von unten mit Leben füllen.³⁵

Für die historisierende Gewichtung des Kommunikationsaspekts städtischer Gewalt muss der Wandel städtischer Medienlandschaften unbedingt einbezogen werden. In Europa entstanden im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert städtische Mediengesellschaften.³⁶ Die damit einhergehende Medialisierung verdrängte den Vorrang von *face-to-face*-Beziehungen allmählich. Wie vor allem französische Beispiele zeigen, kam der Berichterstattung über Kriminalität und Gewalt eine wichtige Rolle in den Imaginationen über Probleme, aber auch über die Faszination des Städtischen zu.³⁷ In Mediengesellschaften wirkt die Kriminalitäts- und Gewaltberichterstattung nicht nur nach innen, auf die lokale Ebene, vielmehr überschreitet diese mediale Kommunikation gleichzeitig die Grenzen einzelner Städte, wirkt translokal oder je nach Verbreitung der Medien transnational oder gar global. Zudem ist die Herausbildung einer spezifischen medialen Öffentlichkeit und ihre Verknüpfung mit Gewaltpraktiken ein originär modernes Phänomen, das diese Phase grundsätzlich von anderen Epochen unterscheidet.³⁸ Somit kann eine kulturwissenschaftlich orientierte Forschung einerseits viel von frühneuzeitlichen Studien zu urbaner Gewalt lernen und andererseits eben durch das Wissen um die unterschiedliche Struktur medialer Öffentlichkeiten auch historische Entwicklungen genauer als

³⁵ Anregend: Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2013; vgl. zu translokalen Perspektiven *Historische Anthropologie* 21:1, 2013: Felix Brahm/Angelika Epple/Rebekka Habermas (Hrsg.), *Thema: Lokalität und transnationale Verflechtungen*, Köln/Weimar/Wien 2013, darin v.a. Angelika Epple, *Lokalität und die Dimensionen des Globalen. Eine Frage der Relationen*, S. 4–25; ferner das von Ariane Jossin (Paris) und Teresa Koloma Beck (Berlin) geleitete translokale Forschungsprojekt zu „Urbanen Gewalträumen/Violences urbaines“, <http://gewalt.hypothesen.org/24>; sowie das von Nelida Fuccaro, Rasmus Elling, Ulrike Freitag und Nora Lafi geleitete Projekt zu „Urban Violence in the Middle East“, <http://www.urban-violence-middle-east.net/people/people.html>; vgl. allgemein zu Translokalität <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=632&count=2&recno=2&type=artikel&sort=datum&order=down&search=freitag> (08.09.13).

³⁶ Vgl. Jörg Requate, *Das 19. Jahrhundert als Mediengesellschaft*, München 2009; Frank Boesch, *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*, Frankfurt/M. 2011; Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Stadt und Medien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln u.a. 2012.

³⁷ Vgl. Jörg Requate, *Presse und Journalismus in urbanen Kontexten des 19. Jahrhunderts*, in: ebd. S. 77–96, hier S. 77f.

³⁸ Anregend: Valentin Groebner, *Ungestalten. Die visuelle Kultur der Gewalt im Mittelalter*, München 2003; Ute Frevert/Anne Schmidt, *Geschichte, Emotionen und visuelle Medien*, Göttingen 2011.

bisher in den Blick nehmen und das Profil moderner städtischer Gewalt exakter analysieren.³⁹

In Studien zu Teuerungsunruhen oder innerhalb der kontrovers diskutierten ‚violence to theft‘-Debatte ist betont worden, dass Gewaltpraktiken in Verbindung mit ökonomischen Verhältnissen stehen.⁴⁰ Bisher kaum erforscht sind jedoch die zahlreichen, teilweise gewaltsamen Praktiken, die sich aus den Chancen und Zwängen urbanen Konsums ergeben. Dafür könnte an Studien, die sich mit den aktuell als zunehmend interpretierten Schlägereien im Umfeld der ‚Night-time Economy‘ von Kneipen („Bar wars“), Clubs und Diskotheken befassen oder die Wandlungen von Männlichkeitsmustern und Traditionsvorstellungen in kriminellen Milieus untersuchen, angeknüpft werden.⁴¹ Ebenso unterprofilert sind bisher Studien zu arbeitsbezogener Gewalt, die die Frage klären müssten, ob diese in einem urbanen Kontext eine differente Dynamik bzw. einen neuen Sinn erhalten.

Alle diese unterschiedlichen Forschungsfelder urbaner Gewalt müssen zukünftig ergänzt werden durch die Kategorien Geschlecht und Emotion. Geschlechtergeschichtliche Fragestellungen zu Gewalt sind zwar in der Genderforschung längst etabliert, werden aber von der Gewaltforschung nur wenig wahrgenommen. Dabei bieten sie auch für die Analyse urbaner Gewalt vielfältige Anregungen, wie z.B. der Beitrag von Reinke zeigt, der explizit gewalttätige Frauen thematisiert, oder auch

³⁹ Der Zusammenhang zwischen visueller Gewalt und tatsächlich vollzogenen Gewaltpraktiken ist ein junges Forschungsfeld, das sich interdisziplinär zu entwickeln beginnt: vgl. z.B. Ingrid Möller/Barbara Krahe, Fördern gewalthaltige Bildschirmspiele die Aggressionsbereitschaft?, in: Stefan Günzel/Michael Liebe/Dieter Mersch (Hrsg.), DIGAREC Lectures (Bd. 2), Potsdam 2009, S. 60–83; Michael Kunczik, Dann eben mit Gewalt. Zur Wirkung von Mord und Totschlag in Filmen und Serien, in: Tilmann P. Gangloff/Stephan Abarbanell (Hrsg.), Liebe, Tod und Lottozahlen. Fernsehen in Deutschland, Hamburg/Stuttgart 1994, S. 31–46.

⁴⁰ Vgl. dazu Schwerhoff, Kriminalitätsforschung, S. 113 f.; wichtig für die ökonomische Dimension von Gewalt: Suanne Karstedt/Stephen Farrall, The moral economy of everyday crime, Markets, consumers and citizens, in: British Journal of Criminology H. 46/2006, S. 1011–1036; Martin H. Geyer, Teuerungsprotest, Konsumentenpolitik und soziale Gerechtigkeit während der Inflation: München 1920–1923, in: Archiv für Sozialgeschichte H. 30/1990, S. 181–216.

⁴¹ Vgl. zum Forschungsstand das Symposium in Sociology 45:6, 2011; sowie Herbert Reinke/Sascha Schierz, Punitivität und Kultur zwischen Moderne und Spätmoderne. Anmerkungen zu kultursoziologischen Zugängen, in: Widersprüche H. 122/2011, S. 45–63; ferner Keith J. Hayward/Mike Presdee, Framing crime. Cultural criminology and the image, London/New York 2010; Phil Hadfield, Bar wars. Contesting the night in contemporary British cities, Oxford 2006; Steve Hall/Simon Winlow/Craig Anrum, Criminal identities and consumer culture. Crime, exclusion and the new culture of narcissism, Cullompton 2008; Simon Winlow/Steve Hall, Violent night. Urban leisure and contemporary culture, Oxford/New York 2006; Simon Winlow, Badfellas. Crime, tradition and new masculinities, Oxford/New York 2001; Jeff Ferrell/Keith J. Hayward/Jock Young, Cultural criminology. An invitation, London 2007; Keith J. Hayward, City limits. Crime, consumer culture and the urban experience, London, Portland 2004; Dick Hobbs, Lush life. Constructing organized crime in the UK, Oxford 2013.

die Ausführungen von Esch, der eine spezifische Form gewaltbasierter Männlichkeit untersucht. Emotionen sind ebenso konstitutiv für Gewalt wie Geschlecht.⁴² Erste Forschungen in diesem Themenfeld belegen, dass Gefühle Gewalthandlungen orchestrieren und motivieren. Scham, Ärger, Wut und/oder Spaß sind gegenwärtig bei der Ausübung von Gewalt. Gleichzeitig generiert und verstärkt die massenmediale Aufbereitung von Gewaltpraktiken Gefühle. In welcher Form bei diesem Zusammenspiel urbane Erfahrungen und städtische Kommunikationsräume wirksam werden, ist ein innovatives Forschungsfeld, das es zukünftig zu entdecken gilt. Folgt man dabei der Argumentation der neueren Emotionsforschung, dass Gefühl und Ratio keinesfalls einen Gegensatz bilden⁴³, so bedeutet dies, dass affektive Gewalthandlungen der Sinnhaftigkeit und Regelmäßigkeit sozialer Interaktionsmuster keineswegs entgegenstehen. Vielmehr gilt es, diese urbanen Kulturen der Gewalt in ihrer Raum-, Kommunikations-, Geschlechts- und Emotionsbedingtheit aufzuspüren.

Gelingt es, urbane Gewalt in den hier diskutierten Perspektiven als Linse zu benutzen, so verspricht dies ein erweitertes Verständnis von Stadt, in dem der ‚Ort‘ und die Bedeutung von Raum und (Gewalt-)Kommunikation, Gefühl und Geschlecht mit reflektiert werden. Orientiert an E.P. Thompson ließe sich zudem abschließend fragen: Wird nicht die Konstituierung von Stadt durch den multiperspektivischen Blick auf Gewalt besonders deutlich?

**Prof. (apl.) Dr. Klaus Weinbauer, Center for Interamerican Studies (CIAS),
Universität Bielefeld, klaus.weinhauer@uni-bielefeld.de**
**PD Dr. Dagmar Ellerbrock, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Berlin),
ellerbrock@mpib-berlin.mpg.de**

⁴² Vgl. dazu Susanne Karstedt, *Emotions, crime and justice*, Oxford 2011; Thomas J. Scheff/Suzanne M. Retzinger, *Emotions and violence. Shame and rage in destructive conflicts*, Lexington 1991; ferner die Tagung „Emotions and violence in 20th century Europe“, Berlin, 26.-28.06.2013 (Dagmar Ellerbrock/Silke Fehleemann/Klaus Weinbauer), Bericht in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4969> (09.09.13).

⁴³ Vgl. Dominik Perler, Der kognitive Gehalt von Emotionen. Erklärungsansätze des klassischen Rationalismus, in: *Studia Philosophica* H. 59/2000, S. 83-107; Christian von Scheve, *Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung*, Frankfurt/M. 2009; Ute Frevert, *Emotions in history. Lost and found*, New York 2011; dies., Gefühle definieren. Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten, in: dies. u.a. (Hrsg.), *Gefühlswissen: eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt/M. 2011, S. 9-39; Jan Plamper/William Reddy/Barbara Rosenwein/Peter Stearns, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?*, in: *WerkstattGeschichte* H. 19/2010, S. 39-69; Martin Hartmann, *Gefühle. Wie die Wissenschaften sie erklären*, Frankfurt/M. 2010.

Urbanisation and Interpersonal Violence in Europe and North America: A historiographical review

There are two central and dominant perspectives on the relationship between urbanisation and interpersonal violence within the historiography. First, there is the view that urban environments have historically served as particular forces of pacification in both Europe and North America. It is often argued that cities served to inhibit, over time, acts of interpersonal violence and to impose specific standards of behavior which tamed the violent actions of young men. Second, there is the related view that urban patterns of violence were often radically different from those found in rural areas. In particular, violence is seen as being increasingly marginalised over time within urban environments to a much greater extent than in rural regions. This historiographical review questions both of these views and argues that we need new and varied approaches that help to contextualize violence in urban and rural settings in a much more sophisticated manner. Overly neat distinctions between urban and rural violence are often misleading and offer too abstract an approach to understanding interpersonal violence. Historians also need, as the editors of this special issue have elaborated in their introduction, to develop a strong focus on violence as a space-related pattern of communication. There is also a need to locate patterns of modern urban violence within a transnational framework which recognises the fluidity of the boundary between the urban and rural in the modern era. Such approaches can offer fresh and important insights in the field of urban history.

The city as an agent of pacification

Historians of medieval and early modern Europe have long argued that the towns and cities of Europe had a profound impact on patterns of interpersonal violence.¹

¹ For an overview of the German-language debates on this issue, see Gerd Schwerhoff, *Historische Kriminalitätsforschung*, Frankfurt/New York 2011; Rebekka Habermas/Gerd Schwerhoff (eds.), *Verbrechen im*

For some, from the late Middle Ages to the nineteenth century, towns and cities were central to a process of pacification in interpersonal relations. Robert Muchembled, for instance, argues that 'different values' prevailed in the towns to those found in the countryside of late medieval Europe. The towns served, he argues, to 'soften the rough manners of their inhabitants' and, although they could often be violent places, they ultimately served to curb the extent of interpersonal violence.² This process, he argues, continued in the early modern period as processes of urbanisation, in tandem with greater state intervention, and allied to new norms of behaviour served to inhibit the resort to interpersonal violence. The European town, Muchembled claims, had a 'calming effect on violence' and 'for some five hundred years' it 'provided the rest of the population with a model for the pacification of manners'.³ He draws attention, in particular, to how regulations and city ordinances were aimed at curbing disruptive and violent behaviour. These included efforts to ensure that deviant behaviour was at least controlled and contained and the lives of young men in particular were regulated and policed to ensure that the urban peace was not disturbed. In the Netherlands, Pieter Spierenburg also sees processes of urbanisation as one of a number of crucial factors which contributed to decreasing levels of interpersonal violence. In Amsterdam, over the course of the early modern period, he points to a decline in acts of public violence (particularly ritualised knife fighting) and argues that violence became increasingly unacceptable as a means of negotiating conflicts within the city. Spierenburg, in turn, links this change to a wider European process of civilization whereby urbanisation in tandem with greater state intervention and the trickle down of elite manners slowly transformed both the practice of and attitudes to violence.⁴

Historians of early modern Germany and England, although highly sceptical of the applicability of the civilising process thesis, have also drawn attention to the impact on interpersonal violence of the development of new codes of behaviour in urban areas over the course of the eighteenth century. In Germany, Joachim Eibach notes the gradual withdrawal of the urban middle classes from involvement in acts

Blick. *Perspektiven der neuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte*, Frankfurt/New York 2009; Barbara Krug-Richter/Ruth-E. Mohrmann (eds.), *Praktiken des Konfliktaustrags in der Frühen Neuzeit*, Münster 2004; Joachim Eibach, *Frankfurter Verhöre. Städtische Lebenswelten und Kriminalität im 18. Jahrhundert*, Paderborn u.a. 2003; on spatial issues see Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt/M. u.a. 2013; Susanne Rau, *Street Life in Early Modern Europe*, in: *Journal of Urban History* H. 38/2012, pp. 396-403. I am grateful to Klaus Weinbauer for sharing these references with me.

² Robert Muchembled, *A History of Violence*, Cambridge 2012.

³ Muchembled, p. 223.

⁴ Pieter Spierenburg, *A History of Murder. Personal Violence in Europe from the Middle Ages to the Present*, Cambridge 2008, chapter 3.

of public violence in the cities of central Europe. Middle class men, he argues, became increasingly reluctant to engage in public violence and this reflected a wider shift in the nature of male sociability in the eighteenth century. This was symbolised most clearly in the rise of the coffee house as the central locus of social interaction among the respectable classes and the move away from taverns which became primarily associated with the rougher elements of the lower orders.⁵ Similar changes have been noted, albeit at a slightly later date, by Maurice Cottier and Silvio Raciti in late nineteenth- and early twentieth-century Switzerland. They point to a general decline in sociable violence and its marginalisation in Swiss urban life. In its stead, they draw attention to the rise of an apparently novel and distinctive form of 'fatalistic' violence.⁶ In England too, a move away from the use of violence as the primary means of defending or asserting male honour has been detected. Robert Shoemaker, in his study of eighteenth-century London, has, for instance, noted a decline in the propensity of both elite and middle class men to resort to violence to deal with conflict. New forms of sociability and new norms of behaviour contributed to a move away from the use of interpersonal violence in eighteenth-century London.⁷ On a wider European level, Manuel Eisner has noted that low homicide rates in the nineteenth century often went hand-in-hand with high levels of urbanisation and, conversely, that rural areas often had much higher rates than their urban counterparts.⁸

In North America too, urbanisation has been tied to a wider process of pacification which is often linked to the assimilation of rural migrants to new standards of behaviour in American cities. A number of historians of violence in North America have, indeed, long argued that the industrial city transformed practices of violence

⁵ Joachim Eibach, The containment of violence in central European cities. 1500-1800, in: Richard Mc Mahon (ed.), *Crime, Law and Popular Culture in Europe 1500-1900*, Cullompton 2008, pp. 52-73.

⁶ Maurice Cottier/Silvio Raciti, From Honour to Subjectivity: Interpersonal Violence in Basel 1750-1868 and Berne 1861-1944, in: *Crime, Histoire & Sociétés /Crime, History & Societies*, 17:2, 2013, special issue 'Making Sense of Violence: Essays on Interpersonal Violence in Early Modern and Modern Europe', (in print). Cottier and Raciti identify four key characteristics of acts of fatalistic violence. Such violence, they argue, involves 1. A strong emotional bond between the protagonists; 2. A long standing relationship between the parties involved 3. An act of violence which is premeditated and 4. The perpetrators having a fatalistic understanding of their actions – seeing them as an inevitable consequence of the circumstances in which they find themselves.

⁷ Robert Shoemaker, 'Male Honour and the Decline of public Violence in eighteenth-century London', in: *Social History*, 26/2001, pp. 190-208. Robert Shoemaker, *The Taming of the Duel: Masculinity, Honour and ritual Violence in London, 1660-1800*, in: *Historical Journal*, 45/2002, pp. 525-545.

⁸ Manuel Eisner, *Modernization, Self-Control and Lethal Violence. The Long-term Dynamics of European Homicide Rates in Theoretical Perspective*, in: *British Journal of Criminology* 41/2001, pp. 618-638 and Manuel Eisner, *Long-term Trends in Violent Crime*, in: Michael Tonry (ed.), *Crime and Justice: a Review of Research* 30/2003, pp. 83-142.

as it used a variety of disciplinary strategies to curb the behaviour of those 'non-English immigrants' who, in the words of Ted Robert Gurr, 'unquestionably added to the violence of American cities'.⁹ Roger Lane's account of violence in nineteenth-century Philadelphia argues strongly that life in that city served to impose new standards of individual discipline and self control on both adults and children through the work practices of the developing factory system and through the disciplining effect of public schooling. The Irish migrants to the city provide a classic model for Lane. Migrants from nineteenth-century rural Ireland, he claims, were 'once famous for their violence' but 'over the late nineteenth century [the Irish] went to parochial school, got their knuckles rapped when they got rambunctious, and graduated into jobs in factories, offices, and most famously the civil service, where they ... learned to stand in line, keep out of trouble, do the job, and wait for promotion. And as they stopped spitting into each other's drinks and settling disputes with fists, feet, and bricks ... their murder rates dropped.'¹⁰ Moreover, those who failed to integrate or who were denied the possibility of assimilation, such as African-American migrants from the South, were condemned to endure higher rates of lethal interpersonal violence.¹¹ Kevin Mullen has made similar claims for San Francisco in the latter half of the nineteenth century. Mullen notes how the influence of the police and other disciplining forces in the city served to dampen and ultimately inhibit migrant enthusiasm for violent action. Here again, the Irish migrant is seen as emblematic. Mullen emphasises the degree to which violence was deeply rooted in Irish culture and how these traditions of violence were transplanted to San Francisco in the latter half of the nineteenth century. It was only when the city came to terms with the problem of migrant violence through more effective policing that rates of lethal interpersonal violence began to decline.¹²

Thus, many European and North American studies tend to emphasize that both town and city had a pacifying or transformative effect on patterns of interpersonal violence in western culture or at the very least provided a context for profound change. This perspective has, indeed, provided a useful counter balance to a popular and pervasive view in the present day that the city is somehow inherently more

⁹ Ted Robert Gurr, *Historical Trends in Violent Crime: A Critical Review of the Evidence*, in: *Crime and Justice* 3/1981, pp. 295-353, here p. 326.

¹⁰ Roger Lane, *Murder in America. A History*, Columbus, Ohio, 1997, p. 186. See also Roger Lane, *Violent Death in the City. Suicide, Accident, and Murder in nineteenth-century Philadelphia*, (2nd edition), Columbus, Ohio, 1999.

¹¹ Lane, *Murder in America*, p. 187. See also Roger Lane, *Roots of Violence in Black Philadelphia*, Cambridge, 1986.

¹² Kevin J. Mullen, *Dangerous Strangers. Minority Newcomers and Criminal Violence in the Urban West, 1850-2000*, New York 2005.

prone to violence than the rural world that surrounds it. The idealisation of a pacified countryside may, indeed, be a thoroughly modern phenomenon. There is, however, also a sense that in making the case for the city as an agent of pacification, historians have tended to offer too neat a distinction between the city and the country.

Understanding urban and rural violence

A fundamental problem with much (although, admittedly, not all) of the work on urban violence is that it often makes little attempt to develop a genuinely comparative analysis of urban and rural violence. In the context of the late Middle Ages, for instance, we know little of experiences of violence in rural areas.¹³ Indeed, whether medieval urban homicide rates were lower or higher than in rural areas is nigh on impossible to determine based on the current level of research. The evidence that does exist suggests that homicide rates could often be lower in rural than in urban areas. Dag Lindström has, for example, shown how homicide rates were often lower in rural than in urban Sweden.¹⁴ As Lindström notes, however, we need even here to be careful in comparing rural with urban rates. Urban rates, due to unreliable population estimates and doubts over whether cases from outside the city might be included in the sample, often exaggerate the extent of lethal violence in medieval cities.¹⁵

In the early modern period, the notion that urbanisation is a necessary pre-condition for low or declining homicides rates is more clearly open to question. Recent studies have certainly revealed that rural areas in which the state did not take on an overt and interventionist role were not necessarily places where violence played a central part in social and cultural life. In the early modern Isle of Man, violence was not regarded as a serious problem and the incidence of violence appears quite low. Yet, the island lacked any substantial urban centre, it was economically underdeveloped and was largely cut off from the encroachment of the centralising state.

¹³ See Spierenburg, *A History of Murder*, p. 16.

¹⁴ Lindström presents evidence drawn from Swedish and Norwegian towns and country districts which suggests that the range of homicide rates in rural areas ('from a few up to 40 killings per 100,000') was lower than in urban districts ('from 10 to 83 homicides per 100,000'). Dag Lindström, *Homicide in Scandinavia: Long-term Trends and their Interpretations*, in: Sophie Body-Gendrot/ Pieter Spierenburg (eds.), *Violence in Europe: Historical and Contemporary Perspectives*, New York 2008, pp.43-64, here p. 44.

¹⁵ Lindström, *Homicide in Scandinavia*. See also Richard Mc Mahon/Joachim Eibach/Randolph Roth, 'Making Sense of Violence? Reflections on the History of Interpersonal Violence in Europe', in: *Crime, Histoire & Sociétés /Crime, History & Societies* 17:3, 2013.

Ordinary people on the island also had little by way of elite example to draw on.¹⁶ Ruff has also demonstrated that in rural areas of eighteenth-century France, where the courts played a marginal role in the control of everyday violence and where the criminal justice system in general was relatively weak, homicide rates were as low as 0.72 per 100,000.¹⁷ Dag Lindström, although he charts a long-term decline in homicide in Sweden, highlights the fact that homicide rates were often quite low in some of the more remote, rural and economically isolated areas of Northern Sweden in the sixteenth century and were, if anything, comparable to rates found in the present day.¹⁸ On the other hand, in the court records of late medieval towns we find relatively high homicide rates in spite of urbanisation, differentiation of social roles and the early stages of state formation. Even allowing for doubts over the reliability of the medieval urban rates, such evidence calls into question any notion of a fundamental difference in the rate of lethal interpersonal violence in rural societies with relatively low levels of state intervention and those urban areas which have more elaborate state structures.¹⁹

Evidence from the nineteenth century reinforces the view that any neat or simple association between urbanisation and low homicide rates is misguided. Peter King has, for instance, clearly demonstrated that homicide rates were often higher in urban than rural areas of Britain in the nineteenth century and that any clear link between urbanisation and declining homicide rates is highly problematic.²⁰ He notes how rates in rural areas such as the south-west of England or the Highlands of Scotland were often much lower than in the industrial heartlands of north-west England and the central belt of Scotland. He argues that the 'main areas experiencing an industrial transformation, and the rapid urbanisation that accompanied it, had recorded homicide rates that were often several times higher than those of the more peripheral rural area,'²¹ King's research clearly demonstrates that the city,

¹⁶ J.A. Sharpe, *Towards a legal anthropology of the early modern Isle of Man*, in: Richard McMahon, *Crime*, pp. 118-137.

¹⁷ Julius R. Ruff, *Popular Violence and its Prosecution in seventeenth- and eighteenth-century France*, in: Richard Mc Mahon, *Crime*, pp. 32-51, here p. 37. This rate is based on prosecutions, but even if the rate was five times higher it would not be wholly out of line with rates in the present day – particularly if we allow for the impact of improvements in medical care.

¹⁸ Lindström, *Homicide in Scandinavia*.

¹⁹ See McMahon/Eibach/Roth, *Making Sense of violence*.

²⁰ Peter King, *The Impact of Urbanization on Murder Rates and on the Geography of Homicide in England and Wales, 1780-1850*, in: *Historical Journal* 53/2010, pp. 671-698 and Peter King, *Urbanization, Rising Homicide Rates and the Geography of Lethal Violence in Scotland, 1800-1860*, in: *History* 96/2011, pp. 231-259.

²¹ King, *The Impact of Urbanization*, p. 697.

rather than inhibiting violence, could actually serve to increase rates of interpersonal violence.

In a North American context, Randolph Roth has also called into question the notion of the industrial city as an agent of pacification.²² He points out that the decline in homicide rates noted by Lane for Philadelphia in the late nineteenth century was not simply restricted to major industrial cities. In small towns and rural areas throughout the northern United States there was a decline in homicide rates which had little to do with the 'benefits' of the disciplining influence of factory work. Roth also warns against exaggerating the impact of public schooling on homicide rates – he notes, for instance, that the proportion of white children aged between seven and fourteen 'enrolled in school held steady in the North at 75-80 per cent from the 1850s through the 1920s, both in cities and in the countryside, even though the homicide rate among unrelated adults rose and fell and rose again over those years.'²³ He also raises serious questions about the impact of policing on the extent of lethal interpersonal violence. Indeed, he points out that the police 'had little to do with the decline in homicide among northern whites' in the late nineteenth century.²⁴ Roth's study, like King's, clearly serves to warn against any simple or direct relationship between declining homicide rates and urbanisation.

Evidence from nineteenth-century Ireland also suggests that rural, economically under-developed regions often had relatively low rates of homicide and that there was no necessary connection between urban life and low rates of lethal interpersonal violence.²⁵ In the latter half of the nineteenth century, for instance, both Belfast and Dublin, while not the most homicidal areas in the country, had homicide rates that were generally above the national average.²⁶ When it came to acts of group or

²² See Randolph Roth, *American Homicide*, Cambridge, 2009, chapter 8. Roth highlights four key factors which, he argues, serve to inhibit and control the extent of interpersonal violence. These are: 1. The belief that government is stable and that its legal and judicial institutions are unbiased and will redress wrongs and protect lives and property; 2. A feeling of trust in government and the officials who run it, and a belief in their legitimacy; 3. Patriotism, empathy, and fellow feeling arising from racial, religious, or political solidarity; 4. The belief that the social hierarchy is legitimate, that one's position in society is or can be satisfactory and that one can command the respect of others without resorting to violence.

²³ Roth, p. 391.

²⁴ Roth, p. 392.

²⁵ Richard McMahon, *Homicide in pre-Famine and Famine Ireland*, Liverpool 2013.

²⁶ The national homicide rate between 1871 and 1880 was, for instance, 1.86 per 100,000 while rates in Dublin were 1.99 per 100,000 and 1.96 per 100,000 in Belfast. The national rate is taken from Ian O'Donnell, 'Lethal Violence in Ireland, 1841-2003: Famine, Celibacy and Parental Pacification', *British Journal of Criminology*, 45:5, 2005, pp.671-695, here p. 677. The estimated Belfast rate, 1871-1880, is based on the Returns of Outrages reported to the Constabulary Office which are part of the Irish Crime Records series held at the National Archives of Ireland. The estimated Dublin rate was calculated from the Return of the number of offences reported as having been committed in the Dublin police district,

collective violence, there can also be little doubt but that the urban environment could exacerbate tensions and bring a greater lethality to proceedings. The Belfast riots of 1857, 1864, 1872 and 1886 brought both a deepening of sectarian divisions in the city and a higher death toll than found in their rural counterparts. While rural collective or group violence was often tightly controlled and contained, which led to few fatalities, in the city these controls became harder to enforce. This was particularly so at times of national political crisis. In 1886, for instance, riots in the city led to a high number of fatalities as rioters clashed with the police. Here, the intervention of the police clearly aggravated the situation and disrupted the traditional and ritual dimensions of sectarian conflict which had served to contain and control the extent of rural violence.²⁷

The evidence from Ireland also calls into question the commonly-held notion that high rates of lethal violence among Irish migrants in industrial cities can be traced primarily to 'traditions of violence' brought from rural areas of the home country. This is most obvious in the case of San Francisco where Mullen calculates rates of 16 homicides per 100,000 among the Irish population of the city. This rate is circa eight times the rates found in Ireland from the 1830s through to 1900.²⁸ Such evidence suggests that the high rates of lethal interpersonal violence found in many US cities in the mid- to late nineteenth century had more to do with the conditions encountered by migrants there than in any simple or direct connection to rural traditions of violence in Ireland. Here again, life in the city provided an impetus for acts of lethal violence rather than a means of controlling or containing it.

The case of Ireland over the last two hundred years also raises fundamental questions about applying any neat urban/rural divide to patterns of lethal violence over time. In the nineteenth century the highest rates of violence were to be found in those rural areas where there was a lack of stability in the system of land ownership. In rural Tipperary, for instance, rates were well above the national average for much of the nineteenth century. This does not mean, however, that there was any fundamental connection between rural life and high homicide rates (other rural areas had relatively low rates), rather it points to particular tensions arising within

for the years 1871 to 1880 (available in the National library of Ireland). The Dublin rate has also been adjusted to take account of manslaughters related to traffic accidents.

²⁷ On urban sectarian violence in nineteenth-century Belfast, see Mark Doyle, *Fighting Like the Devil for the Sake of God. Protestants, Catholics and the Origins of Violence in Victorian Belfast*, Manchester 2009. On rural sectarian violence in Ulster, see McMahon, chapter 5. See also Catherine Hirst, *Religion, Politics and Violence in Nineteenth-Century Belfast. The Pound and Sandy Row*, Dublin 2002; and Sean Farrell, *Rituals and Riots. Sectarian Violence and Political Culture in Ulster, 1784-1886*, Lexington, Kentucky 2000.

²⁸ See Mullen, p. 51. For Irish rates, see O'Donnell.

that county which were exacerbated by the, often unscrupulous, actions of landlords.²⁹ In the present day, the highest rates of violence in the Republic of Ireland are to be found in the most deprived areas of the major cities with Dublin and Limerick standing above the national average. Thus, whereas in the early nineteenth century, Tipperary was emblematic of Irish social and economic conflicts, in the present day, Dublin and Limerick loom large in discussions of Ireland's enduring social and economic problems. In both contexts, insecurity of position and place rooted in socio-economic circumstance rather than any simple rural/urban divide undoubtedly fuelled higher rates of lethal interpersonal violence. In rural Tipperary in the nineteenth century, as in north inner city Dublin in the present day, profound inequalities intermingled with a lack of coherent authority or connection to a cohesive sense of stability to produce high levels of violence.

The tendency to see town and city as central to a wider pacification of interpersonal relationships in Europe and North America is highly problematic. Fundamentally, high or low rates of interpersonal violence do not depend on a rural or an urban environment but rather on the degree to which the inhabitants of a particular community are willing or indeed able to contain and control the extent of violent activity. It also depends on the underlying points of conflict in a given society. Cities are not, as many historians have rightly pointed out, inherently violent or more violent than rural locations. But nor are current high rates of urban violence some atypical reversal of fortune attributable simply to the violent activities of marginalised groups who have distorted a wider trend towards the pacification of interpersonal relations in urban areas. There are serious problems of urban violence which beset many European and North American cities which should not be simply dismissed as either a product of media distortion or as something which somehow runs counter to (rather than being a product of) the dominant culture and which only impacts upon a marginalised minority.

New approaches

To understand the relationship between urbanisation and violence, new and varied approaches and perspectives are needed, which explore patterns of violence both within a broad transnational framework *and* through a close reading of the detail of individual and group action and the contexts from which they emerge. In doing so, historians need to understand violence not simply as an act which has to be controlled or contained or as a simple product of particular sources of conflict but

²⁹ M.R. Beames, *Peasants and Power. The Whiteboy Movements and their Control in pre-Famine Ireland*, Brighton 1983.

as something that emerges from the relationship between conflict and control and reveals something about it. Violence must be understood both as a means of negotiating conflict and of communicating how those conflicts might be dealt with and what they mean to the protagonists. It must also be understood as an act which aims, however brutally, to communicate something about an individual's relationship to his or her wider circumstance to both an immediate audience and to the wider society. The concept of space and its impact on our understanding of patterns of interpersonal violence also needs to be integrated more effectively within the perspectives adopted by historians of violence. We need to understand how spaces shape action and how actions define spaces. While important work has been undertaken in this area³⁰, this needs to be built on and developed to provide a more thorough and complex understanding of the relationship between violence and the urban environment.

Urban experiences of violence in the modern era must also be located within a broad transnational framework which traces the ebb and flow of populations between urban and rural settings and across national boundaries. The impact of the movement, for instance, of rural migrants into the major cities of Europe and North America has not received sufficient attention. Too often urban and rural spaces are treated as different worlds rather than intersecting sites where competing forces shape the nature of human action. Individual violent acts cannot be fully understood until they are located within their proper contexts. By adopting new approaches to better understand these contexts, such as those utilised in this special issue of "Informationen zur modernen Stadtgeschichte", we can break new ground in the analysis of violence in urban spaces.

Dr. Richard Mc Mahon, University of Edinburgh, Richard.McMahon@ed.ac.uk

³⁰ See, for instance, John Carter Wood, *Locating Violence. Space and the Construction of Physical Aggression*, in: Katherine Watson (ed.), *Assaulting the Past. Placing Violence in Historical Context*, Cambridge 2007.

“¡Deú nos en guardi, quins lladres!”¹ Urbane Gewalt im Barcelona der Zweiten Republik (1931-1936): Gewaltpraxis, staatliche Interventionsversuche und die Reaktionen städtischer Akteure

1. Einleitung

Die extreme Gewaltsamkeit der europäischen Zwischenkriegszeit wird immer noch kontrovers diskutiert. Jedoch ist die moderne Großstadt des 20. Jahrhunderts als Austragungsort dieser Gewalt bislang kaum in den Blickpunkt gerückt.¹ Die wenigen vorliegenden Arbeiten konzentrierten sich vor allem auf westeuropäische Zentren wie Berlin oder Paris; hingegen sind südeuropäische Städte kaum untersucht.² Vor allem spanische Städte bilden jedoch ein relevantes Untersuchungsfeld, da eine Fülle neuerer Studien vorliegt, an deren Ergebnisse angeknüpft werden kann. So haben die im Jahre 2004 in Madrid verübten Terroranschläge die Gewalt des spanischen anarchistischen Terrorismus des späten 19. Jahrhunderts wieder verstärkt in den Mittelpunkt historischer Forschung gerückt. Geht es um Gewalt in spanischen

¹ Katalanisch für „Gott behüte uns, was für Banditen!“, Zitat aus einem Zeitungsinterview des Tagesblattes *La Noche* mit einer Augenzeugin des Überfalls auf das Juweliergeschäft von Feliciano Gonzalez am 23. März 1933, bei dem der Eigentümer getötet wurde, nachdem er den Tätern Widerstand geleistet hatte.

¹ Diesem Forschungsdefizit versuchen einige Arbeiten entgegenzuwirken, die im Rahmen der von der DFG geförderten Forschergruppe "Gewaltgemeinschaften" entstehen. Die von Friedrich Lenger geleitete Teilsektion Stadtgeschichte der Forschergruppe besteht neben Florian Grafl noch aus Sharon Bäcker-Wilke, deren Dissertationsprojekt als Vergleich der städtischen Gewalt der Zwischenkriegszeit in Berlin und Wien angelegt ist, und Dr. Michael Werner, der in seinem Habilitationsprojekt unter der gleichen Prämisse Belfast untersucht.

² Siehe hierzu etwa: Dirk Schumann, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918-1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg*, Essen 2001; bzw. Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39*, München 1999; und Pamela Swett, *Neighbors and Enemies. The culture of radicalism in Berlin, 1929-1933*, Cambridge 2004.

Städten, bietet sich Barcelona aus mehreren Gründen als Untersuchungsschwerpunkt an. Erstens gilt die Stadt seit etwa Ende des 19. Jahrhunderts über die spanischen Landesgrenzen hinaus als „La Ciudad de las Bombas“ („Die Stadt der Bomben“).³ Dieser Ruf entstand, als der anarchistische Terrorismus in der katalanischen Metropole von etwa 1893 bis 1896 sowie zwischen 1904 und 1907 seine Hochphasen erreichte.⁴ Zweitens sorgte im Juli 1909 die intensive Gewalt der *Semana Tràgica* (Tragische Woche) für große Aufmerksamkeit. In dieser Zeit weiteten sich in Barcelona die Proteste gegen den unpopulären Krieg in Marokko zu einem Aufstand aus; gleichzeitig wurden zahlreiche Kirchen in der Stadt niedergebrannt.⁵ Drittens kennzeichnen die Jahre 1917 bis 1923 eine Phase mörderischer Gewalt. Diese Konflikte sind bislang lediglich von spanischen bzw. katalanischen sowie einigen wenigen angloamerikanischen Historikern untersucht worden. In dieser Zeit des *Pistolero* starben zunächst in intensiven Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern und später auch bei Konfrontationen der beiden rivalisierenden Gewerkschaften *Sindicatos Unicos* und *Sindicatos Libres* etwa 800 Menschen.⁶ Sie fielen fast täglich Attentaten auf offener Straße zum Opfer.⁷

Für Barcelona ist die Gewalt der Zwischenkriegszeit kaum analysiert; dies gilt speziell für die Diktatur Primo de Riveras von 1923 bis 1931 sowie für die Zweite Republik von 1931 bis 1936.⁸ Dass die städtische Gewalt in der Zweiten Republik bisher kaum beachtet wurde, überrascht umso mehr, da diese Epoche als Vorbote

³ Die anarchistischen Attentate um die Jahrhundertwende sind unter anderem sehr ausführlich dokumentiert von Antoni Dalmau, *El cas Rull. Viure del terror a la Ciutat de les Bombes (1901-1908)*, Barcelona 2008; und ders., *El Procés de Montjuïc. Barcelona al final del segle XIX*, Barcelona 2010; sowie Ángel Herrero López, *Anarquía, dinamita y revolución social. Violencia y represión en la España de entre siglos (1868-1909)*, Madrid 2011.

⁴ Vermutlich gab das lokale Satireblatt „L'Esquella de la Torraixa“ der Stadt den Namen, als es in einer Ausgabe im Januar 1906 titelte: „El nou nom de Barcelona: La ciutat de las bombas“ (Der neue Name von Barcelona: Die Stadt der Bomben).

⁵ Beispielsweise Antoni Dalmau, *Set dies de Fúria. Barcelona i la Semana Tràgica*, Barcelona 2009; sowie Dolors Marin, *La Semana Tràgica. Barcelona en llamas, la revuelta popular y la Escuela Moderna*, Madrid 2009; außerdem David Martínez Fiol, *La Semana Tràgica*, Barcelona 2009.

⁶ Der Begriff des „Pistolero“ lässt sich schwerlich übersetzen; gemeint sind gezielte Attentate von mit Pistolen bewaffneter Gruppen auf Vertreter der Gegenseite.

⁷ Hier sei lediglich auf die aktuellsten Studien verwiesen: Angel Smith, *Anarchism, Revolution and Reaction. Catalan Labour and the Crisis of the Spanish State 1898-1923*, London 2007; María Amalia Pradas Baena, *L'anarquisme i les lluites socials a Barcelona 1918-1923. La repressió obrera i la violència*, Barcelona 2003; Albert Balcells, *El pistolero. Barcelona (1917-1923)*, Barcelona 2009.

⁸ Bezüglich der Diktatur Primo de Riveras ist lediglich zu nennen: Eduardo González Calleja, *El máuser y el sufragio. Orden público, subversión y violencia política en la crisis de la Restauración 1917-1931*, Madrid 1999, das nicht spezifisch Barcelona, sondern die politische Gewalt in ganz Spanien in den Blick nimmt.

des Bürgerkrieges in der Forschung stets große Aufmerksamkeit genossen hat.⁹ Zu den politischen und sozialen Konflikten in der Stadt Barcelona von den frühen 1930er Jahren bis zum Beginn des Bürgerkriegs liegen bislang nur die richtungweisenden Arbeiten des englischen Historikers Christopher Ealham vor. Der Autor widmet sich jedoch zumeist dem Anarchismus bzw. der anarchistischen Gewerkschaft CNT (*Confederación Nacional del Trabajo*) sowie den Repressalien des Staates. Darüber hinaus existiert eine unveröffentlichte katalanische Studie über politischen Gewalt während der Anfangszeit der Zweiten Republik in Barcelona.¹⁰

Der vorliegende Artikel konzentriert sich auf zwei Aspekte der Gewalt in Barcelona: Zunächst geht es um die Gewaltakte, deren kommunikativer Charakter hervorgehoben und die als soziale Praktiken konkreter Gewaltakteure interpretiert werden. Anschließend rückt der vernetzende Aspekt von Gewalt in den Vordergrund. Angesichts der bedrohten Sicherheit im städtischen Alltag in Barcelona richtet sich der Blick dann auf staatliche Interventionsversuche, auf die Berichterstattung in der Presse sowie auf die Gewaltakzeptanz in der Bevölkerung. Beide Fragen sind von der These bestimmt, dass sich die extrem gewaltsame Phase des *Pistolismo* so in das Gedächtnis aller städtischen Akteure, auch der Arbeiterschaft, einbrannte, dass spätere Gewaltakte stets daran gemessen und davon beeinflusst wurden, was sich an Gewaltdiskursen der Lokalzeitungen sowie an den (Auto-)Biographien einzelner Anarchisten ablesen lässt.

2. Gewaltpraktiken und Gewaltakteure

Anders als in der Forschungsliteratur oft behauptet, gab es in Barcelona keinen friedlichen Übergang von der Diktatur Primo de Riveras zur Zweiten Republik. Vielmehr kam es auch in dieser Übergangszeit zu zahlreichen Attentaten vor allem gegen Mitglieder der *Sindicatos Libres*. Das war jene Gewerkschaft, die nicht ohne Wohlwollen von staatlicher Seite in der Endphase der Restaurationszeit erfolgreich mit der anarchistisch orientierten CNT konkurriert und die während der anschließenden Diktatur Primo de Riveras auch mit dem Regime kollaboriert hatte.¹¹ In der

⁹ Zum Beispiel die Monographien von Julián Casanova, *The Spanish Republic and Civil War*, Cambridge 2010; bzw. Manuel Álvarez Tardío/Roberto Villa García, *El precio de la exclusión. La política durante la Segunda República*, Madrid 2010; oder der Sammelband von Manuel Álvarez Tardío/Fernando del Rey Reguillo, *The Spanish Second Republic Revisited. From Democratic Hopes to the Civil War (1931–1936)*, Brighton 2011.

¹⁰ Christopher Ealham, *Anarchism and the City. Revolution and Counter-Revolution in Barcelona 1898–1937*, Oakland 2010; bzw. Julià Rodríguez Cámara, *La II República a Catalunya: 1931. Violència política I conflictivitat social*, Barcelona 2005.

¹¹ Rodríguez Cámara, *La II República a Catalunya*, S. 60-62.

Stadt grassierte die Furcht, die Gewaltpraxis des *Pistolerismo*, bei dem sich Mitglieder beider Gewerkschaften durch Auftragsmorde gegenseitig massakriert hatten, könne wiederkehren. Zwar kam es in der Tat in den ersten Monaten der Zweiten Republik zu vereinzelt Racheakten gegen Mitglieder der *Sindicatos Libres*¹², jedoch nicht zu solchen Mordserien, wie sie gut zehn Jahre zuvor aufgetreten waren. Dies lässt sich zum einen dadurch erklären, dass die Gewaltexzesse des *Pistolerismo* die Führungsriege der Gewerkschaften massiv dezimiert und dadurch zu ihrem vorläufigen Niedergang in den Anfangsjahren der Diktatur beigetragen hatten. Zum anderen waren die Überlebenden noch traumatisiert und schreckten deshalb vor vergleichbaren Praktiken zurück. Zudem war zumindest in der Anfangsphase der Republik das staatliche Gewaltmonopol noch nicht in dem Maße in Zweifel gestellt wie im *Pistolerismo*. Auch am Vorabend des Bürgerkrieges wurden in Barcelona nur ganz vereinzelt politische Morde verübt. Diese Form städtischer Gewalt kam speziell in Madrid vor, wo rechte und linke Organisationen um die politische Macht kämpften.¹³

Barcelona war eher eine Stadt, die von gewaltsamen Konflikten geprägt wurde, die aus Arbeitsbeziehungen entstanden bzw. darauf bezogen waren. Diese Gewalt war tief im städtischen Alltag verankert. Jedoch wurden auch hier Lehren aus den Exzessen des *Pistolerismo* gezogen. Während der Zweiten Republik kam es in Barcelona zu vielen bewaffneten Raubüberfällen, aber auch zu zahlreichen Sabotageakten sowohl durch Bombenattentate und Brandanschläge auf Fabrikeigentum als auch auf die Infrastruktur wie Straßenbahnen und Busse oder auch Elektrizitätstransformatoren.¹⁴ Die bewaffneten Überfälle waren zwar schon in der Endphase des *Pistolerismo* von 1921 bis 1923 verstärkt aufgetreten, damals vor allem ausgeübt durch die anarcho-syndikalistische Gruppe *Los Solidarios* um Buenaventura Durruti.¹⁵ Zu einem permanenten Gewaltphänomen wurden sie jedoch erst zu Beginn der 1930er Jahre, weshalb die Stadt in dieser Zeit den Beinamen „katalanisches Chicago“ erhielt.¹⁶ Diese, nun gezielter als früher ausgeübten, Überfälle und ähnliche Aktionen

¹² Rodríguez Cámara, *La II República a Catalunya*, S. 115; Cámara geht von insgesamt 7 Toten und 15 Verletzten bei Attentaten gegen Mitglieder der *Sindicatos Libres* aus.

¹³ Siehe hierzu etwa: Eduardo González Calleja, *Contrarevolucionarios. Radicalización violenta de las derechas durante la Segunda República, 1931-1936*, Madrid 2011.

¹⁴ In dem zusammen mit Friedrich Lenger und Sharon Bäcker-Wilke verfassten Aufsatz „Gewaltgemeinschaften im städtischen Raum. Barcelona, Berlin und Wien in der Zwischenkriegszeit“ in: Winfried Speitkamp (Hrsg.), *Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*, Göttingen 2013, S. 317-342, habe ich in meinem Teil versucht, für Barcelona in der Zwischenkriegszeit eine Chronologie der Gewalt herauszuarbeiten.

¹⁵ Siehe hierzu etwa die von Hans Magnus Enzensberger in *Der kurze Sommer der Anarchie*, Frankfurt/M. 1972 zusammengetragenen Aussagen ehemaliger Mitglieder von *Los Solidarios*.

¹⁶ Vgl. Christopher Ealham, *Anarchism and Illegality in Barcelona 1931-7*, in: *Contemporary European*

nahmen aus zwei Gründen zu. Zum einen agierten hier die Aktionsgruppen der CNT, um Geld zur Finanzierung von Arbeitskämpfen zu rauben.¹⁷ Zum anderen verweisen die in den lokalen Zeitungen protokollierten Gerichtsprozesse auf eine zweite Personengruppe. Diese Akteure legitimierten ihre Beteiligung an Überfällen durch ihre verzweifelte wirtschaftliche Lage, die meist durch andauernde Arbeitslosigkeit entstanden war.¹⁸ Auch wenn die Korrelation von Verelendung und Gewalt in der Forschung zu Recht sehr umstritten ist, lässt sich für Barcelona zeigen, dass sich in der Wirtschaftskrise eine regelrechte Kultur der Illegalität entwickelte, deren Bandbreite vom Essen im Restaurant ohne zu bezahlen über Ladendiebstahl unter Androhung von Gewalt bis hin zu bewaffneten Raubüberfällen reichte.¹⁹ Aus naheliegenden Gründen wurden vor allem Personen überfallen, die im Auftrag von Geschäften und Fabriken Geld – entweder die Tageseinnahmen oder die Arbeiterlöhne – zur Bank brachten beziehungsweise von dort abholten. Diese Menschen gaben ein leichtes Ziel ab, da sie meist alleine und unbewaffnet unterwegs waren.²⁰ Auffällig ist zudem die Vielzahl von Überfällen auf Taxifahrer. Während es noch 1908 nur 232 Autos in der Stadt gegeben hatte, war deren Anzahl besonders während der Diktatur Primo de Riveras sprunghaft angestiegen.²¹ In der Zweiten Republik zirkulierten vor allem an den Hauptverkehrspunkten wie etwa dem *Plaça Catalunya* oder dem *Plaça de la Universitat* unzählige Taxis. Die Täter stiegen an einem dieser Punkte zu und wiesen den Fahrer an, zu einem der weniger frequentierten Außenbezirke oder Vorstädte Barcelonas zu fahren, wo sie das Opfer dann mit Pistolen überwältigten. Anfangs beschränkten sich die Täter darauf, die Geldbörse des Taxifahrers zu entwenden, bald wurde es aber auch zur gängigen Praxis, Taxis zu entführen, die dann als Fluchtfahrzeug für spektakuläre Raubüberfälle verwendet wur-

History H. 4/1995, S. 133-151, hier: S. 133. Faktisch lässt sich das beispielsweise an der im *El Noticiero Universal* am 31.12.1931 veröffentlichten Kriminalitätsstatik des Justizpalastes von Barcelona festmachen, die für das Jahr 1931 einen deutlichen Anstieg von Überfällen im Vergleich zum Vorjahr verzeichnet. Vergleiche mit Chicago, um die als solche empfundene Alltäglichkeit des organisierten Verbrechens hervorzuheben, finden sich in der lokalen Presse vermehrt ab der zweiten Hälfte des Jahres 1932, beispielsweise in *El Diluvio*, 23.9.1932 und *El Correo Catalan*, 13.12.1932.

¹⁷ Die Praxis der Überfälle war auch in der CNT nicht unumstritten, da es offenbar vermehrt Täter gab, die nur vorgaben, im Sinne der Gewerkschaft zu handeln, siehe dazu etwa: Abel Paz, *Leben und Tod des spanischen Anarchisten*, Hamburg 2003, S. 365.

¹⁸ Ein typisches Beispiel hierfür findet sich etwa in *El Correo Catalan*, 28.7.1935.

¹⁹ Vgl. Ealham, *Anarchism and the City*, S. 104.

²⁰ Ein Beispiel hierfür ist der Überfall am 4. August 1933 auf den Schwager des Besitzers einer Gummifabrik, wobei etwa 12.000 Peseten erbeutet wurden, die als Lohn für die Arbeiter der Fabrik gedacht waren. Dieser ist in *El Noticiero Universal* vom 5.8.1933 und *El Diario de Barcelona* vom 6.8.1933 dokumentiert.

²¹ Paco Villar, *Historia y leyenda del Barrio Chino. Crónica y documentos de los bajos fondos de Barcelona 1900 – 1992*, Barcelona 2009, S. 18.

den.²² Ihren Höhepunkt hatten die bewaffneten Raubüberfälle 1933, als die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auch Spanien in vollem Maße erreicht hatten.²³ Aber spätestens ab 1935 nahm die Zahl der Überfälle stetig ab, und 1936 war dieses Gewaltphänomen nahezu völlig verschwunden.²⁴

Während mit den bewaffneten Überfällen vor allem die als ungerecht empfundene Verteilung des Kapitals kommuniziert wurde, lässt sich die hohe Zahl der Bombenattentate und Brandanschläge nur im Kontext der Auseinandersetzungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern verstehen. Diese Arbeitskonflikte hatten die Stadt spätestens seit dem ersten gewaltsamen Generalstreik von 1902 geprägt. Seitdem war ein breites Arsenal typischer gewaltsamer Kommunikationsmuster entstanden, auf das die Gewaltakteure in der Zweiten Republik zurückgreifen konnten. So hatten, wie bereits ausgeführt, die Bombenattentate im Zeichen der „Propaganda der Tat“ das Stadtleben in Barcelona schon seit den 1890er Jahren geprägt. Zwischen 1904 und 1907 explodierten im Stadtzentrum dann zahlreiche kleinere und improvisierte Sprengsätze, die eher wahllos platziert waren. Während der Zweiten Republik gab es jedoch im Gegensatz zu den beiden Anschlagserien um die Jahrhundertwende so gut wie keine Todesopfer. Bei den Anschlägen mehr als 30 Jahre zuvor war es vor allem darum gegangen, breite mediale Aufmerksamkeit zu erzeugen, weshalb die Bomben meist im Stadtzentrum gezündet wurden und somit auch menschliche Opfer in Kauf genommen wurden.

In der Zweiten Republik explodierten dagegen die meisten Sprengsätze nachts in Fabriken. Diese Anschläge, die sich auf Arbeitsbeziehungen bezogen oder daraus hervorgingen, hatten weit konkretere und punktuellere Ziele als die Aktionen der Jahrhundertwende oder gar die Gewalt des *Pistolerismo*. Sie sollten gezielt vor allem die Produktionsprozesse sabotieren und damit die Fabrikbesitzer zur Kommunikation zwingen, wenn diese Tarifverhandlungen scheitern ließen und Streiks keine Aussicht auf Erfolg brachten. Ebenfalls im Kontext der Auseinandersetzungen von Arbeitern und Arbeitgebern sind die verstärkt ab 1934 einsetzenden Brandanschläge auf Straßenbahnen und Busse zu sehen. Bereits anlässlich der *Semana Trágica* im Juli 1909 gab es erste ernsthafte Übergriffe auf Straßenbahnen. Letztere wurden von den aufgebrachtten Arbeitern gestoppt, um so die gesamte Stadt zum Stillstand zu bringen.²⁵ In der Zweiten Republik waren solche Aktionen hingegen Bestandteil ar-

²² Schon am 25.10.1931 berichtet El Diluvio von Protesten der lokalen Taxifahrervereinigung *Confederació d'entitats taxistes*, das Taxis für Überfälle missbraucht werden.

²³ Vgl. Ealham, *Anarchism and Illegality*, S. 143.

²⁴ So ereigneten sich nach einem Bericht in El Noticiero Universal vom 14.1.1935 im Jahr 1934 bereits nur noch 17 Überfälle, von denen 14 aufgeklärt werden konnten und 95% aller Täter verhaftet wurden.

²⁵ Dies schildert bereits Joan Connelly Ullman in einer der ersten umfangreicheren Studien zur „Tragischen Woche“: *The Tragic Week. A Study of Anticlericalism in Spain, 1875-1912*, Cambridge/Mass.

beitsbezogener Konflikte. Sehr oft kam es vor, dass eine kleine Gruppe junger, mit Pistolen bewaffneter Männer eine Straßenbahn bzw. einen Bus bestieg und die Fahrgäste zum Aussteigen zwang, um dann anschließend das Fahrzeug in Brand zu setzen.²⁶ Am häufigsten ereigneten sich die Brandanschläge auf den Verbindungen zwischen Barcelona und den östlich gelegenen Vorstädten Santa Coloma de Gramenet, Sant Adrià de Besòs und Badalona. Diese Orte waren in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts beträchtlich gewachsen, da die Verkehrsanbindungen zu Barcelona ständig verbessert wurden und sich dadurch vor allem immer mehr Migranten dort niederließen, um dann von dort täglich in die Stadt zur Arbeit zu pendeln. Neben der besonderen Bedeutung für die Verkehrsinfrastruktur Barcelonas waren die Straßenbahnen und Busse auch deshalb ein beliebtes Anschlagziel, weil die Polizei in den Außenbereichen der Stadt schwerer intervenieren konnte als im Zentrum.²⁷

Das Sozial- und Altersprofil der Gewaltakteure der Jahre der Zweiten Republik kann leider nur grob umrissen werden. Es handelte sich überwiegend um junge Männer.²⁸ Darüber hinaus waren auch Frauen an den Gewaltaktionen beteiligt, wobei sie geschlechtsspezifische Aufgaben übernahmen: Sie agierten als Lockvögel oder verbargen unter ihren Röcken Waffen, die sie dann an ihre männlichen Komplizen verteilten, damit diese den Überfall durchführen konnten.²⁹ Darüber hinaus wurden in der Endphase der Republik verstärkt auch Jugend- bzw. Kinderbanden aktiv, die aber anscheinend vor allem im kleinkriminellen Milieu zu verorten sind. Beispielsweise soll eine Gruppe namens *Los Invisibles* (Die Unsichtbaren) aus neun 14- bis 16-jährigen Jugendlichen bestanden haben, die sich vor allem auf Einbrüche spezialisiert hatten.³⁰ Selbst acht- bis zehnjährige Kinder sollen schon in Diebesbanden involviert gewesen sein.³¹

3. Staatliche Interventionsversuche und die Reaktion städtischer Akteure

Die beschriebene Gewaltsamkeit in Barcelona während der Zweiten Republik wirft die Frage auf, wie der Staat versuchte, der Situation Herr zu werden und wie die Bevölkerung auf die Gewalt im städtischen Alltag reagierte. In der jungen Republik

1968.

²⁶ Eines der zahlreichen Beispiele findet sich etwa in *El Diario de Barcelona* vom 28.4.1934.

²⁷ Siehe dazu beispielsweise den ausführlichen Bericht über die Anschläge einer Bande von Brandstiftern in *El Correo Catalan* vom 15.5.1935.

²⁸ Vgl. Ealham, *Anarchism and the City*, S. 149.

²⁹ Beispiele hierfür finden sich in *El Diario de Barcelona* vom 3.3.1935 oder *El Diluvio* vom 19.10.1933.

³⁰ Einer der zahlreichen Berichte über diese Bande findet sich in *La Noche* vom 20.3.1936.

³¹ Ein Beispiel hierfür findet sich in *El Noticiero Universal* vom 12.8.1935.

stand die politische Führung (auch in Barcelona) aufgrund der geschilderten Gewaltpraktiken vor einem Dilemma. Zum einen musste auf die provokanten Herausforderungen des staatlichen Gewaltmonopols reagiert werden. Denn das hilflose Agieren der Restaurationsmonarchie gegenüber der alltäglichen Gewalt während des *Pistolero* hatte zum Eingreifen des Militärs und zum damit verbundenen Sturz des politischen Systems geführt.³² Zum anderen galt es, sich deutlich von den repressiven Maßnahmen während der Diktatur Primo de Riveras zu distanzieren. Neben der Frage, ob bzw. inwieweit sich das Militär in innere Angelegenheiten einmischen sollte, wurde besonders um eine Reform der Staatspolizei *Guardia Civil* gestritten. Letztere war in breiten Teilen der Bevölkerung – und vor allem in der Arbeiterschicht – verhasst.³³ Der lange schwelende Konflikt war besonders während des *Pistolero* eskaliert, als der von 1920 bis 1922 agierende Zivilgouverneur Martínez Anido zur Bekämpfung der Gewalt das *Ley de Fugas* erließ. Dieses Gesetz legitimierte die Erschießung von flüchtenden Verdächtigen und wurde von den Polizisten nicht zuletzt deswegen bereitwillig angewendet, weil es auf der anderen Seite auch immer wieder zu Morden an Polizisten durch die *Pistoleros* der CNT kam. Obwohl dann zu Beginn der Zweiten Republik mit der *Guardia de Asalto* eine neue Polizeieinheit aufgestellt wurde, die besser ausgebildet und zudem primär statt mit Gewehren nun mit Revolvern bewaffnet war, um die hohe Zahl von zivilen Opfern bei Straßenkämpfen zu reduzieren, wurde die *Guardia Civil* in Barcelona weiterhin zusätzlich eingesetzt.³⁴

Schon bald nach Ausrufung der Republik kam es in den frühen 1930er Jahren in Barcelona wieder verstärkt zu gewaltsamen Vorfällen zwischen Polizei und Zivilbevölkerung, die Opfer auf beiden Seiten forderten.³⁵ Die spanische Politik reagierte mit einer Mischung aus Repression und sozialpolitischen Maßnahmen. Zum einen sollte das aggressive Vorgehen der Polizei durch Gesetze legitimiert werden. So wurde durch das *Ley de la Defensa de la República* (Gesetz zur Verteidigung der Republik) im Oktober 1931 sowie durch die 1933 erlassenen Gesetze *Ley de Orden Público* (Gesetz der öffentlichen Ordnung) und *Ley de Vagos y Maleantes* (Gesetz der Vagabunden und Übeltäter) die bürgerlichen Freiheitsrechte eingeschränkt und prä-

³² Eduardo González Calleja, *La España de Primo de Rivera. La modernización autoritaria 1923-1930*, Madrid 2005, S. 17-19.

³³ Für einen aktuellen Überblick über den Forschungsstand zur Guardia Civil siehe: Gerald Blaney, *New Perspectives on the Guardia Civil and the Second Republic 1931-1936*, in: Álvarez Tardío/Fernando del Rey Reguillo, *Second Republic*, S. 202-217.

³⁴ Vgl. Ealham, *Anarchism and the City*, S. 70-72.

³⁵ Ealham gibt in *Anarchism and the City*, S. 75, einen Abriss von Übergriffen von Polizisten auf gewerkschaftlich organisierte Arbeiter. Doch lassen sich in der lokalen Presse auch zahlreiche Beispiele von Aggressionen gegen Polizisten finden, etwa in *La Noche* vom 27.3.1933.

ventive Polizeimaßnahmen wie etwa Razzien legalisiert. Zum anderen gab es verschiedene lokale Initiativen, um dem Wohnungsmangel und der Arbeitslosigkeit in Barcelona Herr zu werden. Zudem wollte man spanische Immigranten wieder in ihre Heimatregionen zurückschicken und verdächtige Ausländer ausweisen, da man vor allem die nicht katalanisch-stämmige Bevölkerung für die hohe Kriminalitätsrate in Barcelona verantwortlich machte.³⁶ Als ein wichtiger Ort der Gewalt wurde das im 5. Distrikt in Hafennähe gelegene sogenannte *Barrio Chino* (Chinesische Viertel) angesehen. Während der Hafendistrikt das gesamte, an das Meer angrenzende Gebiet zwischen den beiden Prachtstraßen *Parallel* und den *Ramblas* einschloss, handelte es sich bei dem *Barrio Chino* um einen wesentlich engeren, nicht genau abgrenzbaren Raum, der seinen Mittelpunkt in der *Calle de Mediodia* hatte, die sich in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zum Zentrum für Prostitution und Drogenhandel entwickelt hatte.³⁷ Ab 1932 gab es immer wieder Versuche, den *Macia-Plan* umzusetzen, der vorsah, sich des besonders in der oberen Gesellschaftsschicht als Schandfleck angesehenen Viertels durch stadtplanerische Umgestaltung zu entledigen. Letztendlich machte aber der Bürgerkrieg all diese Überlegungen zunichte.³⁸

Die verschiedenen Zeitungen Barcelonas berichteten intensiv über die städtische Gewalt der frühen 1930er Jahre. In der bürgerlichen Presse wurden staatliche Maßnahmen wie die beiden oben genannten Gesetze legitimiert, indem die mutmaßlichen Kriminellen als "Feinde der Republik" gebrandmarkt wurden, die mit ihren Raubzügen das bestehende politische System diskreditierten.³⁹ Zudem berichteten dem katalanischen Nationalismus nahestehende Blätter wie *La Veu de Catalunya* und bürgerlich-konservative Zeitungen wie *El Correo Catalan* ausführlich über organisierte Aspekte von Kriminalität. So wurde etwa über den italienischen Anarchisten Bruno Alpini, der im April 1934 bei einer Schießerei mit der Polizei ums Leben gekommen war, berichtet, er sei der Chef einer internationalen Gangsterbande gewesen.⁴⁰ Darüber hinaus geisterten Geschichten über das *Auto Fantasma* (Geisterauto) und *La Rubia* (Die Blonde) wochenlang durch die Gazetten. Dies zeugt von

³⁶ Vgl. Ealham, *Anarchim and the City*, S. 127.

³⁷ Der Name „Barrio Chino“ geht auf den Journalisten Francisco Madrid zurück, der diesen Bereich der Stadt 1925 so benannte, um dessen hohe Gewaltsamkeit hervorzuheben, obwohl es im Gegensatz zu entsprechenden amerikanischen Vorbildern faktisch keine Chinesen in Barcelona gab.

³⁸ Bezüglich der Entwicklung und der Diskussion um das Barrio Chino siehe den Artikel von Chris Ealham, *An 'imagined geography'. Ideology, urban space and protest in the creation of Barcelona's 'Chinatown'*, in: *International Review of Social History* 50, 2005, S. 373-397.

³⁹ Siehe dazu unter anderem *Las Noticias*, vom 7. März, 29. April, 3. Mai und 8. November 1931.

⁴⁰ Siehe dazu den Bericht in *El Correo Catalan* vom 17.4.1934. Laut Abel Paz in seiner bereits zitierten Durruti-Biographie (S. 326) handelte es sich bei Alpini aber keineswegs um einen Verbrecher, sondern lediglich um einen politischen Aktivist und engen Vertrauten von Buenaventura Durruti.

einer Mystifizierung der Gewaltakteure.⁴¹ Es gab aber auch investigative Reportagen von Josep Planes. Planes bezahlte seine Bemühungen, die Verwicklungen der anarchistischen Organisationen CNT und FAI (*Federación Anarquista Ibérica*) in die bewaffneten Raubüberfälle aufzudecken, in den Anfangswirren des Bürgerkrieges mit dem Leben.⁴² Die linksorientierte Presse, wie etwa die Arbeiterzeitung *Solidaridad Obrera*, prangerte dagegen das brutale Vorgehen der Polizei an. Gleichzeitig versuchte sie, die Überfälle mit der schwierigen sozialen Lage zu rechtfertigen.⁴³

In der Literatur wird zwar immer wieder erwähnt, nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch die Bürgerinnen und Bürger Barcelonas hätten mit den Mitgliedern der kriminellen Milieus sympathisiert und sie vor dem Zugriff der Polizei bewahrt.⁴⁴ Jedoch zeigt eine intensive Durchsicht verschiedener Zeitungen viele Fälle, in denen mutmaßliche Diebe oder an einem Überfall beteiligte Personen von der wütenden Menge attackiert wurden.⁴⁵ Während die Täter in der Zeit des *Pistolero*, entweder aus Furcht oder aus Sympathie, so gut wie nie denunziert wurden, ist also anzunehmen, dass die Bevölkerung Barcelonas die kollektive Gewalt inzwischen wesentlich weniger tolerierte als zuvor. Desweiteren brachten einzelne Industriebranchen durch kollektive Maßnahmen ihren Protest gegen die Überfälle zum Ausdruck.⁴⁶ Außerdem gab es praktische Verhaltensempfehlungen an die Bevölkerung, um die Anzahl von Überfällen zu reduzieren.⁴⁷

⁴¹ Ein Bericht über das „Auto fantasma“ findet sich etwa in *El Diluvio* vom 11.3.1934, über „La Rubia“ wird beispielsweise in *El Correo Catalan* vom 19.7.1934 berichtet. Abel Paz berichtet dagegen (ebd., S. 288), dass es sich hierbei um Erfindungen der Polizei gehandelt haben soll, die dann vor allem von La Vanguardia verbreitet wurden.

⁴² Sämtliche seiner Artikel über die organisierte Kriminalität in Barcelona sowie ein kurzer Abriss über seine Biographie finden sich in dem von Jordi Finestres herausgegebenen Buch: Josep M. Planes, *Els gàngsters de Barcelona*, Barcelona 2002. Aber auch der Wahrheitsgehalt der Reportagen von Josep Planes ist umstritten, Abel Paz (S. 361) schildert in seiner Durruti-Biographie eine Episode, in der Planes in einem Artikel in *La Publicidad* Durruti „und seine Bande“ als Urheber der letzten Überfälle bezeichnete, was den Anarchisten-Führer so zur Raserei trieb, dass er sich gleich zur Redaktion aufmachte, um den Autor zur Rede zu stellen.

⁴³ Siehe etwa *Solidaridad Obrera*, 23.6./26.8./16.9. und 13.10. 1932.

⁴⁴ Ealham, *Anarchism and the City*, S. 111f. Das „kriminelle Milieu“ bestand nahezu ausschließlich aus gewalttätigen Arbeitern, Frauen waren dagegen nur sporadisch vertreten und meist durch familiäre Bindungen involviert, siehe dazu: Eulalia Vega, *Pioneras i revolucionarias. Mujeres libertarias durante la Republica, la Guerra Civil y el Franquismo*, Barcelona 2010.

⁴⁵ Siehe dafür beispielsweise *El Diluvio* vom 10.1./15.8. und 16.8.1933.

⁴⁶ Neben den bereits angeführten Protesten der Taxifahrervereinigung lassen sich hier noch zahlreiche andere Beispiele anführen, so schlossen nach einem Bericht von *El Diluvio* vom 15.3.1933 die Tabakhändler als Reaktion auf eine längere Serie von Überfällen aus Protest ihre Läden.

⁴⁷ Diese reichten von eher satirischen Beiträgen wie etwa dem Artikel „*Qué haria usted para evitar los atracos?*“ (Was würden Sie tun, um Überfälle zu vermeiden?) in *La Noche* vom 1.4.1933 bis zu konkreten Anordnungen der lokalen Behörden, in denen der Bevölkerung etwa empfohlen wurde, nicht zu

4. Fazit

Im Gegensatz zur Hauptstadt Madrid, wo Gewalt erst gegen Ende der Zweiten Republik, bedingt durch die Radikalisierung des politischen Klimas, verstärkt Einzug in den städtischen Alltag hielt, war Barcelona schon vor dem Bürgerkrieg von einer langen Gewalttradition geprägt. Diese Tradition reichte mehr als ein halbes Jahrhundert zurück und fußte primär auf Konflikten um Arbeitsbeziehungen. Zwar konnte die soziale Praxis der Gewaltakteure der frühen 1930er Jahre in der katalanischen Hafenstadt somit auf ein breites Arsenal an Gewaltpraktiken zurückgreifen. Diese Gewalt hatte sich aber seit der Jahrhundertwende deutlich verändert. Zum einen war sie eingeehgt durch die Erinnerung an die Gewaltexzesse des *Pistolerismo* (1917-1923). Zum anderen wurde diese auf Arbeitskonflikte bezogene Gewalt inzwischen punktueller und gezielter eingesetzt als noch zur Jahrhundertwende und auch den neuen städtischen Rahmenbedingungen angepasst. In der Zweiten Republik wurde die als ungerecht empfundene Kapitalverteilung durch die sich fast täglich ereignenden Überfälle kommuniziert, während sich der Unmut der Arbeiterschicht über die Arbeitsbedingungen und fehlende Kompromissbereitschaft der Fabrikbesitzer in Sabotageakten entlud. Diese reichten von Sprengstoffanschlägen auf Firmenbesitz bis hin zu Brandanschlägen auf die Infrastruktur Barcelonas, besonders auf die neu entstandenen Verkehrswege zwischen dem Stadtzentrum und den vor allem von Arbeitern besiedelten Vorstädten.

Auch die Sorgen, die sich die Regierung sowie die Bevölkerung Barcelonas um die Sicherheit in der Stadt machten, waren stark von der extremen Gewalterfahrung des *Pistolerismo* geprägt. In diesen Jahren war das staatliche Gewaltmonopol fast vollständig zugunsten von privat agierenden Banden von Auftragskillern zurückgetreten, die offene Rechnungen auf beiden Seiten des Klassenkonflikts beglichen. In der Zweiten Republik führte die Angst vor der Wiederkehr solcher Verhältnisse, bedingt durch die zu Beginn der Republik einsetzenden Morde vor allem zwischen den beiden konkurrierenden Gewerkschaften *Sindicatos Unicos* und *Sindicatos Libres*, zu einem verstärkten Sicherheitsdenken auf staatlicher Seite. Linksorientierte Historiker wie Chris Ealham haben sicherlich nicht ganz Unrecht, wenn sie die junge Republik als ähnlich despotisch darstellen wie vorangegangene Regime. In den frühen 1930er Jahren wurden die staatlichen Repressalien, die sich vor allem in die persönlichen Freiheitsrechte stark einschränkenden Gesetzen und in dem aggressiven Vorgehen der neuen Polizeieinheit, den *Guardias de Asalto*, manifestierte, aber zumindest von einem Teil der Bevölkerung für angemessen erachtet. Auch die

viel Geld mitzuführen und die Unternehmen anwies, die besonders gefährdeten Geldkuriere nicht ohne Begleitung loszuschicken, siehe ebenfalls La Noche vom 11.5.1936.

Reaktionen der Stadtbewohner Barcelonas verdeutlichen diesen Einstellungswandel; denn im Gegensatz zum *Pistolerismo* wurden Gewalthandlungen nun wesentlich häufiger denunziert und die Bevölkerung wirkte teilweise selbst bei der Ergreifung der Täter mit.

Florian Grafl, Universität Gießen, Florian.Grafl@geschichte.uni-giessen.de

"... ohne jeglichen Grund mit der Hand in das Gesicht geschlagen zu haben ...":¹ Alltägliche Gewalt in Berlin während der 1930er Jahre im Spiegel der Tagebücher Berliner Polizeireviere

Einleitung

Gewalt gehörte zum Alltag Berlins. Vor dem Ersten Weltkrieg berichteten die Tageszeitungen fast täglich über auf offener Straße gewaltsam ausgetragene Konflikte.¹ In den 1920er Jahren lösten Tötungsdelikte, die als Symptome allgemeinen Verfalls interpretiert wurden, Moralpaniken aus.² Politische Gewalt, die den Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung im sozialen Nahraum der Reichshauptstadt in den späten 1920er und den frühen 1930er begleitete, und die dazu führte, dass Nachbarn zu Feinden wurden, ist erst kürzlich detailliert beschrieben worden.³ Formen nicht-politischer Gewaltausübung im Alltag Berlins sind bislang allerdings eher selten erforscht worden. Die vorhandenen Thematisierungen greifen vor allem die von Männern gegenüber Frauen praktizierte Gewalt auf.⁴ Im vorliegenden Beitrag wird ein spezifischer Quellentypus - Tagebücher Berliner Polizeireviere - herangezo-

¹ Tätigkeitsbuch der Kriminalpolizei, Revier 63, Eintrag Nr. 422 vom 22.12.1935, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 8.

¹ Thomas Lindenberger, Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995, S. 129. Die als Teil der Statistik des Deutschen Reiches seit Beginn der 1880er Jahre erschienenen kriminalstatistischen Zählungen differenzieren diesen Befund: Bei den Verurteilungen wegen schwerer Körperverletzungen rangierte Berlin deutlich unter dem Reichsdurchschnitt, s.a. Eric A. Johnson, *Urbanization and Crime. Germany 1871-1914*, Cambridge, 1995, S. 154.

² Sace Elder, *Murder Scenes. Normality, Deviance, and Criminal Violence in Weimar Berlin*, Ann Arbor 2010, S. 16-44.

³ Pamela E. Swett, *Neighbors and Enemies. The Culture of Radicalism in Berlin, 1929-1933*, Cambridge/New York 2004.

⁴ Sace Elder, *Murder Scenes*; Eva Brücker, "und ich bin heil da 'rausgekommen." Gewalt und Sexualität in einer Arbeiternachbarschaft zwischen 1916/17 und 1958, in: Alf Lüdtke/Thomas Lindenberger (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1995, S. 337-365.

gen, um nicht-politischen gewalttätigen Interaktionen zwischen Männern in Berlin, bisweilen auch zwischen Frauen, im öffentlichen und halböffentlichen Nahraum (auf der Straße, in der Kneipe, vor der Haustür etc.) in den 1930er Jahren und zu Beginn des Zweiten Weltkrieges nachzuspüren.⁵

Anregungen der neueren Forschung folgend soll im vorliegenden Beitrag versucht werden, auf die kommunikativen Bezüge gewalttätigen Handelns abzustellen. Gewalt soll dabei nicht als 'out of the blue' kommend interpretiert werden, sondern als gewaltförmig ablaufende Interaktion, bei der spezifische Inhalte (Herabwürdigung eines Gegenübers, Kompensationsversuche Betroffener) von den Beteiligten kommuniziert werden.⁶ Die in den Reviertagebüchern als „tätliche Beleidigungen“ rubrizierten gewaltförmigen Interaktionen stellen nach Eigentumsdelikten die häufigsten Deliktnotierungen in den überlieferten Tagebüchern der Berliner Polizei aus den 1930er Jahren dar. Das erlaubt es, eine weitere konzeptionelle Anregung aufzunehmen: Die Delikte sollen, angelehnt an die französischsprachige Forschung, als Teil einer 'pétite délinquance' begriffen werden:⁷ Dies meint ein heterogenes Spektrum devianter Verhaltensweisen im Alltag, die von Überlebensstrategien in Form von Eigentumskriminalität bis zu gewalttätigen Konfliktaustragungsmodi reichen.

Die Ausführungen dieses Beitrags sind als explorativ zu verstehen. Die hier als Quellen dienenden Reviertagebücher sind die Buchführung einzelner Polizeidienststellen über ihre Tätigkeit. Zugleich kann man diese Tagebücher aber auch als durch polizeiliche Buchführungsregeln und -routinen gefilterte Notizen über den Alltag in einer Stadt lesen - im vorliegenden Fall als Aufzeichnungen über nicht-politische gewalttätige Interaktionen vor allem unter Männern im Sprengel eines Polizeireviers im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg. Der vorliegende Beitrag ist auch nicht zuletzt deshalb explorativ, weil die Zahl der erhaltenen Berliner Reviertagebücher aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überschaubar ist und sicherlich kein repräsentatives Gesamtbild der Berliner Polizei abgibt. Zudem fehlen bisher konzeptionelle Annäherungen an Reviertagebücher als Quellen, d.h. elaborierte methodische Überlegungen dazu, wie diese Materialien zu lesen und zu deuten sind. Als Quellen zur Beantwortung stadthistorischer Fragestellungen sind diese Tagebücher bislang wenig genutzt worden.

⁵ Neese (Hrsg.), Das Lehrbuch für die Polizeischulen, Berlin, 5. Auflage 1925, S. 507 unterscheidet, auf das Strafgesetzbuch rekurrierend, bei den "... Arten der Beleidigung ... eine einfache Beleidigung (§ 185) ... durch a) (schriftliche oder mündliche) Worte. (Verbalinjurie), z.B.: A ist ein 'Dieb' oder 'du Esel'; b) durch Zeichen. (Symbolische Injurie), z.B. durch Herausrecken der Zunge; c) durch Tätlichkeiten. (Realinjurie), z.B. durch eine Ohrfeige."

⁶ Vgl. zu den kommunikativen Bezügen gewaltförmiger Interaktionen die Einleitung des vorliegenden Heftes.

⁷ Benoit Garnot (Hrsg.), *La petite délinquance du Moyen Age à l'époque contemporaine*, Dijon 1998.

Tätliche Beleidigungen und die Berliner Polizei in den 1930er Jahren

Das Berliner Adressbuch von 1941/42 verzeichnet 167 Polizeireviere. Diesen 167 Polizeireviere waren zusätzlich 76 Landposten zugeordnet, deren Aufgabe es war, in den ländlichen Randbezirken Berlins für Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Die Berliner Polizeireviere bestanden in den 1930er Jahren aus zwei Abteilungen, einer Schutzpolizei und einer Revierkriminalpolizeiabteilung, die jeweils getrennt über ihre Tätigkeiten in Form von Tagebüchern Buch führten.⁸ Die Revierkriminalpolizei war vor Ort für die Behandlung der 'pétite délinquance' zuständig. Als Zwischenebene, die die Polizeireviere mit dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz verband, waren Polizeiamter eingerichtet worden, die die Arbeit einzelner Reviere über die Reviergrenzen hinaus koordinieren sollten. Den Polizeiamtern waren Kriminalinspektionen zugeordnet; zu deren Aufgaben auch gehörte, die Anträge auf Strafverfolgung zu bearbeiten, die, wenn sie von Geschädigten gestellt worden waren, in den 1930er Jahren von den Berliner Revieren an die Kriminalinspektionen weitergeleitet worden waren.

Eines der Berliner Polizeireviere, dessen Berichterstattung in Form von Tagebüchern der Revierkriminalpolizei für den gesamten Zeitraum von 1933 bis zum Kriegsende 1945 vorliegt und hier für diese Untersuchung herangezogen wurde, ist das 63. Polizeirevier in der Gaudystraße im Bezirk Prenzlauer Berg. Der Bezirk hatte laut Volkszählung im Jahr 1939 fast dreihunderttausend Einwohner (298.025).⁹ Die Berufszählung vom 15. Mai 1939 verzeichnet einen relativ hohen Anteil von Arbeitern (99.048) unter den bei der Zählung erfassten Erwerbspersonen des Bezirk. Damit gehörte der Prenzlauer Berg allerdings nicht unbedingt zu den klassischen Arbeiterbezirken Berlins. Die Bezirke Friedrichshain, Wedding und Kreuzberg hatten, in absoluten Zahlen gemessen, deutlich höhere Anteile von Arbeitern unter der Erwerbsbevölkerung.¹⁰ Für die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung war die Polizei im Bezirk Prenzlauer Berg auf 12 Polizeireviere verteilt¹¹, sodass hier jedes Polizeirevier für ca. 25.000 Einwohner zuständig war. Die Polizeireviere waren

⁸ Zur Entstehung und zur weiteren Entwicklung der Berliner Revierkriminalpolizei s.a. Jens Dobler/Herbert Reinke, *Sichere Reichshauptstadt. Kripo und Verbrechensbekämpfung 1933-1945. Ein Werkstattbericht*, in: Wolfgang Schulte (Hrsg.), *Die Polizei im NS-Staat. Beiträge eines internationalen Symposiums an der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster, Frankfurt/Main 2009*, S. 655-685.

⁹ Statistisches Jahrbuch der Reichshauptstadt Berlin, 15. Jahrgang 1939, Berlin 1943, S. 9.

¹⁰ Berlin in Zahlen. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Berlin, 14. Jahrgang, Berlin 1945, S. 110: Ergebnisse der Berufszählung vom 17.5.1939.

¹¹ Es handelt sich um die folgenden Reviere: Rykestr. 39 (Nr. 61), Pappelallee 85 (Nr. 62), Gaudystr. 8 (Nr. 63), Schivelbeiner Str. 11 (Nr. 64), Stahlheimer Str. 29 (Nr. 65), Greifenhagener Str. 17 (Nr. 66), Greifswalder Str. 190 (Nr. 67), Elbinger Str. 20 (Nr. 68), Immanuelkirchstr. 13 (Nr. 69), Rykestr. 54 (Nr. 70), Jostystr. 3 (Nr. 71), Wörther Str. 1 (Nr.71).

so über das Gebiet des Bezirks verteilt, dass sie diesen relativ gleichmäßig abdeckten. Gleichzeitig ermöglichte diese Verteilung auch, dass die Wachen fußläufig für das Publikum erreichbar waren. Diese Erreichbarkeit war wichtig, da Polizeireviere auch in den 1930er Jahren noch oft vom Publikum aufgesucht wurden, vor allem weil die Zuständigkeiten der Polizei noch (und unter den Nationalsozialisten zunehmend) weit über die Aufrechterhaltung öffentlicher Sicherheit und Ordnung hinaus reichten. Bei häuslicher Gewalt ging es darum, auf dem Polizeirevier, wie es in der protokollierenden Sprache der Revierbeamten hieß, ein "Schutzersuchen" vorzubringen, das die Polizei zu innerfamiliären Interventionen veranlasste. Im folgenden Beispiel war offenbar eine Ehefrau gegenüber ihrem Ehemann gewalttätig geworden - eine verschiedentlich in den Reviertagebüchern notierte Variante häuslicher Gewalt: "Am 18.4.42 erschien der Kaufmann Th. S. ... und bat um Schutz für den Ehemann L. B. ..., da dieser angeblich von seiner Frau geschlagen sein soll. Bei meinem Erscheinen waren beide Eheleute ruhig, ein Einschreiten war nicht erforderlich. (...) Nichts weiter veranlasst, da Strafantrag nicht gestellt wurde."¹² Es musste auch ein Revier aufgesucht werden, wenn im Fall einer tätlichen Beleidigung ein Antrag auf Strafverfolgung gestellt werden sollte.¹³

Tätliche Beleidigungen als spezifische Form gewalttätiger Interaktionen sollen hier - wie eingangs bereits angedeutet - in Anlehnung an Konzeptualisierungen der französischen Geschichtsschreibung als Teil einer 'pétite délinquance' begriffen werden, als Teil von 'Unordentlichkeit' und minder schweren, bisweilen massenhaft auftretenden Formen delinquenten Verhaltens, deren Kontrolle und Sanktionierung häufig in einem diffusen Grenzbereich zwischen 'Zulassen' und 'hartem Zugriff' nur ansatzweise zu bestimmen war. Vor allem an den Übergängen zur 'haute criminalité', der 'eigentlichen' Kriminalität, lässt sich die 'pétite délinquance' als Indikator für das gesellschaftliche Normengerüst, für Geschlechterkonstruktionen und für den Umgang mit Konflikten lesen. Tätliche Beleidigungen als eine Form der 'pétite délinquance' haben in Berlin in den 1930er Jahren spezifische Orte. Als spontane, häufig situationsbedingte Form gewalttätiger Interaktionen lassen sich tätliche Beleidigungen zumeist in kleinräumlichen öffentlichen oder halb-öffentlichen Zusammenhängen lokalisieren: An der Straßenecke, auf dem Bürgersteig, in der Kneipe, vor der Haustüre. Die unter 'Tätliche Beleidigung' rubrizierten

¹² Tätigkeitsbuch der Kriminalpolizei, Revier 64, Eintrag Nr. 95 vom 18.4.1942, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 11. Vgl. Elder, Murder Scenes, zur Gewalt von Ehemännern gegenüber Ehefrauen.

¹³ Die ausländische Forschung hat in den letzten Jahren die Nutzung der Polizei durch das Publikum zur Konfliktregelung, sei es bei gewaltförmigen Konflikten oder auch beim 'außen-vor-Halten', nuanciert untersucht. Vgl. Margo De Koster, Between myth and tool: The forms and uses of the state monopoly of violence in street level policing, late 19th century, unveröffentlichter Vortrag, 21. Kolloquium zur Polizeigeschichte, Köln, 15.-17. Juli 2010.

gewalttätigen Interaktionen eskalierten eher selten, zumindest diejenigen, die von den Geschädigten der Polizei berichtet worden waren. Durch die Einbeziehung der Polizei wurde die gewalttätige Interaktion ex post eingeeht (die tätliche Beleidigung war ja zum Zeitpunkt der Mitteilung an die Polizei bereits geschehen) und in die bürokratischen Routinen der Polizei eingebunden.

Dass diese gewalttätigen Interaktionen vorrangig im öffentlichen bzw. halböffentlichen Raum stattfanden, ist nicht zuletzt auch der enormen Verdichtung des städtischen Raumes in Berlin geschuldet. Auf den Bezirk Prenzlauer Berg traf diese Verdichtung besonders zu, da der Bezirk laut Angabe der amtlichen Statistik bei der Zahl der Bewohner je Hektar bebauter Fläche an zweiter Stelle hinter dem Bezirk Horst Wessel (heute Friedrichshain) lag.¹⁴ Die vielfach beschriebene Wohnungssituation Berlins mit den vielen winzigen Wohnungen und der häufig anzutreffenden katastrophal hohen Belegung von Wohnungen, machten den öffentlichen bzw. halböffentlichen Raum Berlins zu einem Ort vielfacher Interaktionen, darunter auch die Austragung von Konflikten um Reputation und Anerkennung, für die in privaten Räumen buchstäblich kein Platz war.

Tätliche Beleidigungen: Ephemere gewalttätige Interaktionen im Berliner Alltag der 1930er Jahre

In der von Hans Ostwald herausgegebenen Reihe 'Großstadt-Dokumente'¹⁵ befasst sich Band 34, erschienen vermutlich um 1910 unter dem Titel 'Die Berliner Polizei'¹⁶, mit dem Innenleben der Polizei der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches. Als Autor für diesen Beitrag zu den Großstadt-Dokumenten zeichnet anonym 'Assessor', vielleicht ein höherer Beamter der Berliner Polizei Berlin oder ein Angehöriger der preußischen Staatsverwaltung. 'Assessor' skizziert ein kenntnisreiches Bild der Berliner Polizei, beginnend mit den gesetzlichen Grundlagen und der Geschichte der Berliner Polizei, aber auch auf die Organisation der Berliner Polizei, auf das Personal und auf die Arbeit einzelner Teile der Polizei eingehend.

In der Form einer kleinen Reportage beschreibt 'Assessor' auch "Eine Nacht auf der Polizeiwache". Der genaue Standort dieser Wache wird nicht genannt, aber es scheint ein Polizeirevier im oder am Rande des Zentrums von Berlin zu sein. Darauf verweist nicht nur die in der Reportage geschilderte Alarmmeldung über einen Mord in der Ackerstraße, die am Rand der Spandauer Vorstadt beginnend bis in den

¹⁴ Statistisches Jahrbuch der Reichshauptstadt 1939, S. 8.

¹⁵ Vgl. Ralf Thies, *Ethnograph des Dunklen Berlin: Hans Ostwald und die "Großstadt-Dokumente"* (1904-1908), Köln 2008.

¹⁶ Assessor***, *Die Berliner Polizei*, Berlin, 5. Auflage, 1907 (Großstadt-Dokumente, Bd. 34).

Wedding hinein verläuft. Auch die Einlieferung einer Prostituierten und die Vielzahl von in Gruppen auftretenden, angetrunkenen Männern lässt vermuten, dass im Gebiet des Reviers oder an dessen Rand Unterhaltung unterschiedlicher Art angeboten wurde.¹⁷ Die von Schutzleuten des Reviers zwangsweise in die Wache verbrachten angetrunkenen Männer verhielten sich überwiegend aggressiv, entweder gegenüber männlichen Mitgliedern anderer Gruppen oder innerhalb der eigenen Gruppe. Zu den Geschehnissen, die 'Assessor' auf der Wache registrierte, gehörte auch die folgende: "Zwei angetrunkene Herren der besseren Stände, die sich gegenseitig beleidigt haben, wollen ihre Personalien fest gestellt haben. Nach einer Viertelstunde ist auch das erledigt und der Telegraf kann die vorher ab gelösten Patrouillen auf 4 Stunden in ihren Lagerstätten entlassen."¹⁸ Wie die Tagebücher der Berliner Polizeireviere zeigen, gehörten derartige Interaktionen auch mehr als zwei Jahrzehnte später immer noch zu denjenigen Geschehnissen des Berliner Alltags, über die die Berliner Polizei Buch führte, vor allem dann, wenn sie mit Gewalt-handlungen verknüpft waren. Unter der Tagebuchnummer 293 notiert am 28. Juli 1933 die Kriminalpolizei des Reviers 63: "Der Stellmacher W.Z. ... verlangte am 28.7.1933 gegen 9.50 die Feststellung des A. H. ..., da Z. tätlich beleidigt wurde." In die Spalte 'Was wurde veranlasst' vermerkt der Beamte dazu noch: "Da kein Strafantrag gestellt wurde nichts veranlaßt."¹⁹ Ein knappes halbes Jahr später wird ein Eintrag in das Tagebuch vorgenommen, der eine weitere Konkretisierung darstellt. Unter der laufenden Nummer 106 und unter der - von dem zuständigen Kriminalbeamten vergebenen - Überschrift 'Tätliche Beleidigung' wird im Reviertagebuch notiert, dass "Am 4.1.34 gegen 14.30 ... der Laborant A.H ... um die Feststellung der Personalien [bat], weil der F. ihn in der Schönh. Allee vor dem Haus 121 ins Gesicht geschlagen haben soll ...". In die Rubrik 'Was ist darauf veranlaßt' notierte der zuständige Beamte dazu: "Strafantrag nicht gestellt. Nichts."²⁰

Diese tätlichen Beleidigungen, die in den Berliner Reviertagebüchern der 1930er Jahre gehäuft vermerkt werden, stellen, so eine Arbeitshypothese dieses Beitrags - unter Einbeziehung der Beobachtung des Assessors aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg - ein dauerhaft zu beobachtendes, aber zugleich auch ephemeres Phänomen dar. Über die Permanenz dieser gewalttätigen Interaktionen lassen sich aufgrund einer schwierigen Quellenlage nur Vermutungen anstellen, da die Überlieferung von Tagebüchern Berliner Polizeireviere aus den 1920er Jahren bruchstückhaft

¹⁷ Die Ackerstraße kreuzte die Elsässer Straße (die heutige Torstraße), eine zur damaligen Zeit beliebte Amüsiermeile, vgl. Thies, S. 7.

¹⁸ Assessor, Berliner Polizei, S. 46.

¹⁹ Tätigkeitsbuch der Kriminalpolizei, Revier 63, Eintrag Nr. 293 vom 28.7.1933, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 7.

²⁰ Ebd., Eintrag Nr. 106 vom 4.1.1934, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 7.

ist. Dennoch ist es plausibel anzunehmen, dass die gewalttätigen Interaktionen im sozialen Nahraum, auf die 'Assessor' in seiner Reportage vor dem Ersten Weltkrieg hingewiesen hatte, und die einen breiten Raum in der Berichterstattung der Berliner Polizeireviere in den 1930er Jahren einnehmen, auch in den 1920er Jahren für die Arbeit der Polizeireviere von Bedeutung waren.

Als ephemere lassen sich die hier dargestellten gewalttätigen Interaktionen deuten, weil, wie aus den Reviertagebüchern der 1930er Jahre erkennbar, diese Gewalt zumindest in strafrechtlichem Sinne folgenlos blieb, wenn auch eventuell Folgen im Gedächtnis (z.B. Groll) oder auf den Körpern bzw. in den Gesichtern (Narben) der Betroffenen blieben. Die strafrechtliche Folgenlosigkeit resultierte vor allem aus einem strafprozessualen Merkmal dieser Form von Devianz: Beleidigungen, auch sogenannte tätliche Beleidigungen, gehörten, ebenso wie einfache Körperverletzungen²¹, zu den Antragsdelikten des Strafgesetzbuches des Deutschen Reiches. Als Antragsdelikt wurden (und werden bis heute) diejenigen strafrechtlich relevanten Sachverhalte gefasst, bei denen auf einen eventuellen Strafprozess hinführende Ermittlungen nur dann eingeleitet wurden, wenn der Geschädigte bei der Polizei einen Antrag auf Strafverfolgung gestellt hatte. Gesah dies nicht, hinterließen die als tätliche Beleidigungen rubrizierten gewaltförmigen Interaktionen nur Spuren als Eintragung in einem Reviertagebuch und im Gedächtnis der Beteiligten. In Kriminalstatistiken wurden sie hingegen nicht verzeichnet.

'Tätliche Beleidigungen' bildeten jedoch einen wachsenden Anteil an der Polizeiarbeit vor Ort. Denn polizeiliche Kompendien und Lehrbücher und somit auch die polizeiliche Aus- und Fortbildung beschäftigten sich in zunehmendem Maße und immer elaborierter mit diesen Delikten. Während Kompendien und Lehrbücher aus dem Kaiserreich den Umgang mit den Antragsdelikten wie Beleidigung oder Körperverletzung eher cursorisch - wenn überhaupt - abhandelten²², wurden die einschlägigen Lehrinhalte seit Beginn der Weimarer Republik ausführlicher dargestellt.²³

²¹ Unter zeitgenössischen Strafrechtlern waren die Kriterien zur Abgrenzung tätlicher Beleidigungen von Körperverletzungen nicht unumstritten. Siehe auch: Wilhelm Wagener, Die Grenzen zwischen tätlicher Beleidigung und Körperverletzung, Diss. jur. Rostock 1929; Alex Oidtmann, Der Begriff der Körperverletzung und seine Abgrenzung von der tätlichen Beleidigung nach geltendem Recht, Diss. jur. Bonn 1930.

²² H. Eiben, Die Ortspolizei. Handbuch für Beamte und Privatpersonen bei der Lösung der in den Geschäftskreis der Ortspolizei fallenden Aufgaben, Köln 1909; Max Weiß, Die Polizeischule. Ein Lehrbuch und Leitfaden der zum Unterrichte an Polizeischulen und in kriminalistischen Unterrichtskursen ferner ein Buch zum Selbstunterrichte für Polizeianwärter und ein Nachschlagebuch für Beamte der Sicherheits-, Kriminal- und Wohlfahrtspolizei, Dresden 1910, Bd. 1, S. 134. Beide Bücher richteten sich eher an höhere Beamte (z.B. an Reviervorsteher).

²³ Wilhelm Cuno, 100 Polizeiaufgaben und deren Lösung. Handhabung der wichtigsten Bestimmungen

Tätliche Beleidigungen als gewalttätige Interaktionen im sozialen Nahraum Berlins

Ein grober Gesamtüberblick der überlieferten Berichterstattungen Berliner Polizeireviere in Form von Reviertagebüchern aus den 1930er Jahren und aus dem Zweiten Weltkrieg lässt die wachsende nationalsozialistische Aufladung deutlich werden, die auch in herkömmliche polizeiliche Arbeitsbereiche (Berichterstattungen über Eigentums- und Gewaltdelikte) eindringt. Ab Mitte der 1930er Jahre werden nicht nur jüdische Bewohnerinnen und Bewohner des Sprengels, für das das jeweilige Revier zuständig war, sondern auch diejenigen jüdischen Berlinerinnen und Berliner, die in irgendeiner Form (als Geschädigte, als Beschuldigte, als Zeugen) von der Berichterstattung der Wache betroffen waren, in den Reviertagebüchern explizit als 'Juden' markiert. Später wird diese Etikettierung durch die Anwendung eines großen, roten 'J'-Stempels formalisiert und durch die besondere Größe des Stempels verstärkt. Die Reviertagebücher spiegeln auch spezifische Formen überbordender Eigentumskriminalität während des Zweiten Weltkrieges wider²⁴, darunter vor allem die sich häufenden Diebstähle von Bezugskarten. Diese Eigentumskriminalität entwickelte sich zu einem Massendelikt, das die Berliner Kriminalpolizei zunehmend beunruhigte.

des Strafgesetzbuches und der Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich im praktischen Exekutivdienst und bei der theoretischen Ausbildung der Deutschen Polizeibeamten. Frage/Antwort/Beispiele, Wesel 1921, S. 72: "30. Aufgabe: Beleidigung ... Tatbestand. Auf dem Flur des Hauses Kaiserstr. 64 zanken sich zwei Frauen. Die A. nennt die B. eine alte Sau, die B. macht darauf fürchterlichen Lärm im Hause. Der in demselben Hause wohnende Hauswirt C. verbittet sich den Lärm und will Frieden stiften. Er wird dafür von der A. ein gemeiner Schieber genannt. Sie wirft ihm wider besseres Wissen laut vor, daß er 20 Zentner Speck in seinem Haus verborgen halte. Der Lärm wird immer größer, die Fußgänger bleiben auf der Straße stehen, der Verkehr stockt. Endlich schreitet die Polizei ein. Die B. stellt gegen die A. Strafantrag, C. ebenfalls. Am anderen Tage steht die Sache völlig entstellt im Generalanzeiger. Dem einschreitenden Wachtmeister O. werden in dem Artikel schlafmütziges Verhalten, amtliche Unfähigkeit und Parteilichkeit vorgeworfen. Der Wachtmeister stellt Strafantrag, dem sich der Polizeipräsident anschließt." Bemerkenswert an diese Szene ist die große Öffentlichkeit, die durch derartige Interaktionen hervor gerufen wurde. Zu bildlichen Darstellungen dieser Öffentlichkeiten siehe auch: Heinrich Zille, *Kinder der Strasse*. 100 Bilder, Berlin 1908.

²⁴ "Staatliche Kriminalpolizei/Kriminalpolizeileitstelle Berlin, Bericht über Stand und Bewegung der Kriminalität in der Zeit vom 1. Juli bis zum August 1943: ... Wenn man von der besonderen kriminellen Betätigung des Ausländertums absieht, so ist als bedauerliche Zeiterscheinung an Hand der Bearbeitung vieler Einzelsachen festzustellen, dass Volksgenossen die in normalen Zeiten nie auf den Gedanken gekommen wären, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen, heute jede Hemmung verloren haben und Eigentumsdelikte begehen, die früher nur ausgesprochen gewerbsmäßigen Tätern vorbehalten waren. Die Hausfrauen bestehen sich untereinander, beim Anstehen vor und in den Läden, auf Märkten und in Markthallen usw. Dasselbe gilt von Wehrmachtangehörigen, die nicht nur nichtuniformierte Volksgenossen bestehen, sondern die sich vor allem auch ohne jeden Skrupel gegenseitig bestehen." Bericht vom 21.8.1943, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Nr. 3113.

Auch tätliche Beleidigungen gehören, gemessen an der Eintragungshäufigkeit derartiger Delikte in den Reviertagebüchern, zu den Massendelikten. So sind im Tagebuch der Kriminalpolizei des Reviers Nr. 63 ca. 250 Eintragungen zu finden, die unter der Überschrift 'Tätliche Beleidigung' rubriziert sind bzw. ähnliche Sachverhalte beschreiben. Dafür, dass es sich um ein Massendelikt handelte, spricht auch, dass als tätliche Beleidigungen vermerkte gewalttätige Interaktionen in der überwiegenden Zahl aller Eintragungen formelhaft, bisweilen leicht variiert als "ohne Grund in das Gesicht geschlagen" verzeichnet wurden. Mit der Charakterisierung der Gewalttätigkeit als "ohne Grund" ersparte sich der zuständige Revierkriminalpolizeibeamte den Aufwand, abwägen zu müssen, ob es sich im jeweiligen Fall um eine Körperverletzung (Verletzungsabsicht) oder um eine Beleidigung (Beleidigungsabsicht, verbunden mit einer nicht-intendierten Verletzungsabsicht) gehandelt hatte.

Die Standardisierung der polizeilichen Registrierung dieser gewaltförmigen Interaktionen als vermeintlich "ohne Grund" erschwert es, die Logiken der dort aufgezeichneten gewaltförmigen Interaktionen zu dechiffrieren. Die Eintragungspraktiken der Revierkriminalbeamten waren aber nicht immer am Standardmuster orientiert. So hielt etwa ein Beamter ergänzend zum Standardeintrag fest, ein der tätlichen Beleidigung Beschuldigter gebe an, "... er wäre von H. durch Worte dazu gereizt worden ...".²⁵ In ähnlicher Weise protokollierte ein anderer Beamter die Situation, die ihm vorgetragen wurde, indem er als Grund für die tätliche Beleidigung festhielt, dass "... die W. [...] angeblich Z. durch Worte beleidigt [...] haben ..." solle.²⁶ In einem weiteren Tagebucheintrag gab der Beschuldigte an, er "... sei mit ungehörigen Worten an seiner Ehre gekränkt ..." worden.²⁷ Offensichtlich gingen dem "... in das Gesicht [...] geschlagen..." -werden verbale Konfrontationen voraus.

Durch welche Worte wurde dieses "... in das Gesicht [...] geschlagen ..." ausgelöst? Einige Tagebuchvermerke nennen die - aus der Sicht des jeweiligen Beamten - Gewalt auslösenden Inhalte der verbalen Konfrontationen. Die Titulierung eines Gesprächspartners als "... alter Esel ..." ²⁸ löste ebenso wenig gewaltsame Reaktionen beim Betroffenen aus wie ein Gespräch, bei dem der Gesprächspartner "... als Jude bezeichnet und zur Auswanderung aufgefordert ..." ²⁹ wurde [sic!]. Jedoch barg ein vermeintlich banaler Hausstreit, entbrannt unter Bewohnerinnen eines Mietshauses als Folge der Aufforderung "Machen Sie doch Platz" und der Erwiderung "Es ist

²⁵ Tätigkeitsbuch der Kriminalpolizei, Revier 63, Eintrag Nr. 106 vom 4.1.1934, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 7.

²⁶ Ebd., Eintrag Nr. 141 vom 13.5.1939, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 9.

²⁷ Ebd., Eintrag Nr. 146 vom 10.7.1940, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 9.

²⁸ Tätigkeitsbuch der Kriminalpolizei, Revier Nr. 64, Eintrag Nr. 190 vom 29.7.1942, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 11.

²⁹ Ebd., Eintrag Nr. 327 vom 31.12.1940, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 9.

Platz genug³⁰, also ein Konflikt um Vorrang, das Potential, um als tätliche Beleidigung interpretiert und bei der Polizei gemeldet zu werden.

Offensichtlich ging es in diesen Auseinandersetzungen um Reputation, um Anerkennung, die von dem Betroffenen als nicht ausreichend gewürdigt bzw. als verletzt gesehen wurden. In der Sprache der Vormoderne oder des 19. Jahrhunderts hätte man von Ehre gesprochen.³¹ In diesem Zeitraum bezog sich Ehre auf "die öffentliche Anerkennung einer Person und ihres Handelns in ihrem gesellschaftlichen Umfeld" sowie auf deren ökonomischen Status.³² Die als tätliche Beleidigungen klassifizierten Konflikte um Reputation und um Anerkennung im Berlin der 1930er Jahre sind eher situativen Kontexten im sozialen Nahraum der Kontrahenten zuzuordnen, die sich z.B. in der Schankwirtschaft oder auf der Straße begegneten.³³ Die in den Tagebucheinträgen vermerkten Adressen ("wohnhaft ...") lassen erkennen, dass beide Kontrahenten zumeist Bewohner des Bezirkes waren, in dem sich die Auseinandersetzung abspielte. Eine Beschädigung öffentlicher Anerkennung in dem Sinne, dass der eingetretene Reputationsverlust den Betroffenen in einem größeren sozialen Umfeld geschadet hätte, war in den 1930er Jahren nicht mehr gegeben. Zudem wurde die ökonomische Position des Betroffenen durch diese kleinräumigen Konflikte nicht tangiert.

Schlussbemerkung: Warum wurde "... in das Gesicht ... geschlagen"?

Die Beantwortung dieser Frage umreißt die Grenzen der Ausdeutbarkeit der vorliegenden Tagebuchmaterialien. Einige Annahmen und Fragen können jedoch skizziert werden: Die als tätliche Beleidigung registrierten Konflikte hatten eine Vorgesichte. Anscheinend waren in der Interaktion die Grenzen einer verbalen Kompensierbarkeit einer Reputationsbeschädigung überschritten worden. Zur Abwehr dieser Beschädigung musste mit einer Gewaltanwendung reagiert werden. Zum einen zählte das Schlagen vielleicht auch in den 1930er Jahren zu den ritualisierten Formen der Kompensierung von Reputationsverlusten - anstelle des Ziehens eines

³⁰ Ebd., Eintrag Nr. 37 vom 6.2.1943, Landesarchiv Berlin, A Rep 408, Nr. 11.

³¹ Zusammenfassend dazu Gerhard Sälter, Lokale Ordnung und soziale Kontrolle in der frühen Neuzeit. Zur außergerichtlichen Konfliktregelung in einem kultur- und sozialhistorischen Kontext, in: Kriminologisches Journal H. 1/2000, S. 19-42; Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

³² Sälter, S. 25. Ausführlich zu Ehrkonflikten in der Vormoderne und daraus resultierenden Gewaltpraktiken, in: Ulrike Ludwig/Barbara Krug-Richter/Gerd Schwerhoff (Hrsg.), Das Duell. Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne, Konstanz 2012; Barbara Krug-Richter /Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), Praktiken des Konfliktaustrags in der Frühen Neuzeit, Münster 2004.

³³ Vgl. zu den wichtigen situativen Aspekten von Gewalt Randall Collins, Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie, Hamburg 2011, S. 10f.

Messers.³⁴ Zum anderen gehörte es vermutlich auch zu den Kompensierungspraktiken, die Polizei durch eine Meldung einzubeziehen. Durch die Einbeziehung dieser staatlichen Instanz wurde die Bedeutung des Geschehens in einer den Geschädigten anerkennenden Weise aufgeladen. Diese Anerkennung wurde dadurch noch verstärkt, dass der Beschuldigte "festgestellt", d.h. seine Personalien preisgeben musste. Die Rolle der Revierpolizei in diesen Kommunikationssträngen war eher passiv. Sie wurde als bürokratische Registrierungsstelle des Geschehens von den Beteiligten zu eben dieser Registrierung genutzt. Die Positionierung dieser Form gewalttätiger Interaktionen unterhalb der Schwelle staatlichen Eingriffszwangs gehörte zu den zeitgenössischen Traditionen deutscher Strafgesetzgebung. Zudem lässt sich das eher passive Agieren der Berliner Revierkriminalpolizei auch als Indikator dafür lesen, dass tätliche Beleidigungen zu den Formen gewalttätiger Interaktionen im Alltag gehörten, die das Gewaltmonopol des Staates nicht tangierten. Diese lokalen Konflikte zählten aus polizeilicher Sicht zu den (noch) akzeptierten Formen der 'pétite délinquance', die kaum das Potenzial enthielten, um zu größeren und bedrohlichen Gewaltkonflikten zu eskalieren.

**Dr. Herbert Reinke, Bergische Universität Wuppertal, reinke@uni-wuppertal.de
& herbert.reinke@gmail.com**

³⁴ Zur Bedeutung des Messerziehens in männlichen Konfliktpraktiken siehe z.B.: Dagmar Ellerbrock, Generation Browning. Überlegungen zu einem praxeologischen Generationenkonzept, in: Geschichte im Westen H. 26/2011, S. 7–34. In den für den vorliegenden Beitrag herangezogenen Tagebucheintragungen der Revierkriminalpolizei wird in keinem der als 'tätliche Beleidigungen' notierten Fälle das Ziehen eines Messers verzeichnet.

Gewaltkommunikation und Konfliktperformanz auf dem Berliner Schwarzmarkt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges blieb Gewalt in Berlin an der Tagesordnung. Regelmäßig konnten Berlinerinnen und Berliner in den Zeitungen von gewaltsamen Auseinandersetzungen, Verschleppungen und jenen anonymen Leichen lesen, die in einem zerbombten Haus oder einem der Kanäle der Stadt gefunden worden waren. Noch 1946 wurde beinahe täglich ein Mord verzeichnet – wie viele es tatsächlich waren, blieb unbekannt.¹ Krieg und NS-Herrschaft hatten nicht nur Spuren der Gewalt hinterlassen; sie hatten überdies etablierte Kommunikationsräume zerstört sowie Interaktionsformen und soziale Rollen außer Kraft gesetzt, die eine 'normale' Form urbanen Konfliktaustrags und urbaner Sekurität garantieren konnten. Die Stadt blieb nach Kriegsende ein unsicherer Ort, in dem die physische Unversehrtheit jedes Einzelnen – in unterschiedlichem Maße – permanent bedroht war. Gleichzeitig wurden in der Stadt aber auch neue Formen ziviler Ordnung praktiziert.² Die Etablierung dieser neuen Formen fand als praktische und diskursive Aneignung urbaner Räume statt, die jeweils Grenzen legitimer und illegitimer Gewalt absteckten. Und es war insbesondere die um sich greifende illegale Ökonomie des Schwarzmarkts, der eine wichtige Bedeutung in diesem Prozess zufallen sollte.

Schwarzmarktgewalt: Zeitgenössische Sichtweisen und Neuinterpretationen

Die Beiläufigkeit der Presseberichterstattung über Morde, aufgefundene Leichen und Schwerverbrechen zeugte zeitgenössischen Deutungen gemäß von einer teil-

¹ Karl S. Bader, *Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität*, Tübingen 1949, S. 23. Über die Verschleppungen berichtete die Berliner Presse ausführlich und regelmäßig. Vgl. etwa: *Telegraf*, 14.11.1947, Nr. 267/2, S. 6: „Menschen verschwinden in Berlin“. Der Beitrag nannte die Zahl von 5.413 Personen.

² Ob bzw. inwieweit Ähnliches auch für andere deutsche Städte gilt, bliebe noch zu prüfen.

weisen Gewöhnung an unterschiedliche Gewalthandlungen. Diese Sichtweise unterstrich Karl Bader in seiner einschlägigen „Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität“: „Als ich als junger Hilfsstaatsanwalt 1931 gegen die Rädelführer einer gefährlichen Diebesbande Strafen von 15 und 12 Jahren Zuchthaus beantragte, erregte dieser Strafantrag damals allgemeines Aufsehen; 1939 und erst recht 1944 waren Verurteilungen zu Zuchthaus alltägliche Dinge geworden, von denen niemand weiter Aufhebens machte. Ein Kindsmörder, der 1942 nach Verbüßung seiner wohlverdienten Zuchthausstrafe in die ländliche Heimat zurückkehrte, wurde wohlwollend, ja fast schon freudig empfangen. (...) [U]nd selbst grauenhafte und abstoßende Mordtaten, die wir nach dem Zusammenbruch zur Sühne brachten, gingen im Durcheinander des Alltags fast unbemerkt unter.“³

In seinem Buch konstatierte Bader wie andere stadtkritische Beobachter vor ihm, die städtische Kriminalität sei „offensichtlich in viel heftigerem Maße angewachsen als die des Landes“. Zugleich sah er aber auch eine zeittypische Tendenz; denn das „gesamte Denken der großstädtischen Bevölkerung ist in erster Linie auf die Befriedigung der notwendigsten menschlichen Bedürfnisse, auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung und sonstige Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens gerichtet. (...) In einer Mitteilung der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht vom März 1948 ist davon die Rede, daß sich bei der gewaltigen Steigerung der Berliner Kriminalität seit 1945 alles ‚um Hunger und Liebe‘ drehe.“ Gleichzeitig richtete Bader sein besonderes Augenmerk auf die Unterschiede zwischen verschiedenen „Kriminalitätslandschaften“, wobei die „Ruinenstadt“ seiner Meinung nach als etwas Neues herausstach. Bader differenzierte die „Ruinenstadt“ als „Kriminalitätslandschaft“ weiter aus: Waren früher „Hafenkaschemmen und die Niederlassungen der Prostituierten Brutstätten des großstädtischen Verbrechens“, so seien nach dem Zweiten Weltkrieg die „Sammelpunkte des Schwarzen Marktes, sozusagen unter den Augen der machtlosen Polizei, zu Umschlagsplätzen des Verbrechens geworden“.⁴ Diese sichtbare Omnipräsenz der illegalen Märkte beschäftigte nicht nur den Kriminalisten Bader. In den Augen der Zeitgenossen unterschied diese Sichtbarkeit den illegalen Markt von anderen Formen der Kriminalität, die sich eindeutig bestimmten urbanen Vierteln und Räumen zuordnen ließen.⁵ Morde, Verbrechen, Schwarzmarkt – in manchen zeitgenössischen Texten hing schnell das eine mit dem anderen zusammen. Der Schwarzmarkt als Symbol für die zeitgenössische Unordnung, für die „ernsthafte Bedrohung des gesamten sozialen Körpers“, wie Bader es aus-

³ Bader, S. 2.

⁴ Ebd., S. 159f.

⁵ Vgl. Malte Zierenberg, Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939-1950, Göttingen 2008, S. 123-150 u. S. 201 -203.

drückte, war sowohl in den zeitgenössischen Fachdiskursen als auch in den publizistischen und persönlichen Quellen der Zeit präsent.⁶ Auch eine Reihe jüngerer Studien hat solche Chaosbeschreibungen aufgegriffen. Damit ist der Schwarzmarkt in erster Linie als „Heterotopie“ und Gegenort einer imaginierten Ordnung in den Blick der Forschung geraten oder als Teil des zeitgenössischen Opferdiskurses beschrieben worden.⁷ So hat Laura Hilton darauf hingewiesen, dass in der Rede über den Schwarzmarkt antisemitische und exkulpierende Motive dominierten, die es den Deutschen ermöglichten, sowohl ihr illegales Verhalten der Nachkriegszeit als auch ihre Aggression gegen die Juden während des Zweiten Weltkriegs zu rechtfertigen.⁸

Die Deutungen der jüngeren Forschung haben zwar eines gemeinsam: Sie verstehen die illegalen Handlungen auf den Schwarzmärkten der Kriegs- und Nachkriegszeit und die Rede über sie als einen Untersuchungsgegenstand, an dem sich etwas über reale und imaginierte, befürwortete oder abgelehnte soziale Ordnungen und Ordnungsvorstellungen ablesen lässt. Weil der illegale Tausch so verbreitet war und weite Teile der Bevölkerung mit dem Bereich des Illegalen in Berührung brachte, bildete er einen Schauplatz heftiger Auseinandersetzungen um richtiges und falsches Verhalten, um Schuld und Unschuld im Übergang vom Krieg zum Nachkrieg. Was in der neueren Forschung jedoch zu wenig in den Fokus rückt, ist der Umstand, dass es sowohl in der Marktpraxis als auch in den zeitgenössischen Beschreibungen nicht nur um abstrakte Ordnungen ging, sondern ganz konkret um den Aufbau neuer gesellschaftlicher und staatlicher Beziehungen, um routinisierte, beinahe zur Alltäglichkeit gewordene Abläufe und Begegnungen. Dieser Aspekt des Schwarzmarktes lässt sich für das Nachkriegsberlin sehr gut an den Auseinandersetzungen zwischen den Marktteilnehmern und der im Aufbau befindlichen Polizei zeigen.

Die Bevölkerung hat sich an Gewalt gewöhnt, die Polizei schaut zu - ganz gleich, in welchem Maße diese Beobachtung im Einzelnen zutreffen mochte, beim zweiten Blick auf zeitgenössische Polizeiberichte, Presseartikel und Egodokumente wird

⁶ Bader, S. 1.

⁷ Vgl. Stefan Mörchen, *Schwarzer Markt. Kriminalität, Ordnung und Moral in Bremen 1939-1949*, Frankfurt/M. 2011. Ich selbst habe den illegalen Markt als Raum radikaler Markterfahrungen gedeutet, die die Wahrnehmungen des „Wiederaufbaus“ nach 1948 in Ost- wie Westdeutschland prägen sollten, dabei aber die durchaus vorhandenen Regeln und Ordnungsmuster der Märkte betont. Vgl. Zierenberg, *Stadt*. Einzig Paul Steege konnte, wenn man so will, dem illegalen Markt etwas durchweg „Positives“ abgewinnen, indem er ihn als durchaus wirkmächtiges Handlungsfeld des „kleinen Mannes“ und der „kleinen Frau“ im beginnenden Kalten Krieg fasste. Vgl. ders., *Black Market, Cold War. Everyday Life in Berlin, 1946-1949*, Cambridge 2007.

⁸ Laura J. Hilton, *The Black Market in History and Memory: German Perceptions of Victimhood from 1945 to 1948*, in: *German History*, 28:4, 2010, S. 479-497.

rasch deutlich, dass diese Deutung die aufmerksame Wahrnehmung und Bewertung der unterschiedlichen Gewalthandlungen durch die Zeitgenossen verdeckte. Anders als die Rede vom „Abstumpfen“ suggeriert, wird hier eine Auseinandersetzung mit Gewalt erkennbar, die als Ordnungsversuch verstanden werden kann; als Bemühen, der Gewalt nach der Gewalt des Krieges Sinn zu verleihen. Die Kommunikation über Gewalt bedeutete dabei immer auch den Versuch, eine als kontingent erfahrene Gegenwartsgewalt in stabile Deutungsmuster zu überführen.⁹ Zu einem wichtigen Gegenstand dieser Bemühungen wurden dabei die Konflikte zwischen der polizeilichen Obrigkeit und den Bewohnern der Stadt. Doch es war nicht nur das Sprechen über Gewalt, in dem dieses Bemühen aufschien. In konkreten Begegnungssituationen versuchten beide Seiten vielmehr auf ganz ähnliche Weise einen geteilten Raum geregelt-sinnvoller Konfliktpraxis auszuhandeln. Dieser Raum wurde immer wieder neu handelnd und sprechend erzeugt. Der urbane Raum fungierte im Nachkriegsdeutschland als Objekt solcher Auseinandersetzungen, weil auf diese Weise einerseits bekannte Kriminalitätsdeutungen aktualisiert werden konnten und andererseits die neue urbane Medienöffentlichkeit Kommunikationsmöglichkeiten bereitzustellen in der Lage war.¹⁰

Konflikte zwischen Polizei und Schwarzmarktakteuren

Der Schwarzmarkt als Konfliktfeld zwischen den Verfolgungsbehörden und der Bevölkerung war spätestens seit dem Kriegsende für jedermann sichtbar. Täglich versammelten sich die Händlerinnen und Händler auf den Straßen und Plätzen der Ruinenstadt. Und regelmäßig kam es hier zu Auseinandersetzungen der Händler untereinander, aber auch zwischen der Polizei und den Marktteilnehmern. Diese zum Teil gewalttätigen Konflikte waren einerseits kein Novum. Bereits während des Krieges hatten Polizeieinheiten versucht, dem öffentlichen Schwarzmarkttreiben Einhalt zu gebieten – oder waren selbst in seine Geschäfte verstrickt gewesen.¹¹ Der Blick auf die Auseinandersetzungen nach Kriegsende, auf zeitgenössische Praktiken und Deutungen, vermag deshalb andererseits aber gerade zwei markante Unterschiede zu diesen Konflikten deutlich zu machen: Zum einen wird in der konkreten Begegnung wie in der Deutung dieser Begegnungen – so die These – sowohl auf ob-

⁹ Hierzu grundlegend mit Blick auf die Stabilität sozialer Rollen und Ordnungen: Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, Tübingen 1986, S. 233f.

¹⁰ Dieser Zusammenhang ist, soweit ich sehe, ein Desiderat und eröffnet Perspektiven für eine Zusammenführung stadt-, kommunikations- und gewalthistorischer Forschung.

¹¹ Vgl. Zierenberg, *Stadt*, S. 193f.; ders., *The Trading City. Blackmarkets in Berlin during World War II*, in: Marcus Funck/Roger Chickering (Hrsg.), *Endangered Cities. European Cities in the Era of the World Wars*, Leiden 2004, S. 145-158.

rigkeitlicher als auch auf der Seite einfacher Bürger der Versuch erkennbar, Formen eines geregelten Konflikts und begrenzter staatlicher Gewalt zu definieren, die nach der Erfahrung einer vielfach räumlich wie physisch Grenzen überschreitenden Gewalt der Kriegszeit Räume einer körperlich-urbanen Normalität begründen sollten. Zum anderen gehörte es zu den entscheidenden Veränderungen, dass die Kommunikation über Gewalt sowohl auf einer neuen, pluraleren Form urbaner Öffentlichkeit fußte als auch diese mit herstellte.¹²

Den „wilden Handel“ in den Straßen, Plätzen und Ruinen Berlins in dieser Perspektive als Ort für das Einüben einer neuen Zivilität zu lesen, mag zunächst kontraintuitiv erscheinen.¹³ Und in der Tat, der Schwarzmarkt und die mit ihm verbundenen Handlungen und Akteure waren im zeitgenössischen Diskurs zuallererst Phänomene, die mit Gewalt assoziiert wurden. In immer neuen Varianten beschrieb zum Beispiel die Berliner Presse den Schwarzhandel als Raum brutaler MACHENSCHAFTEN, in dem ‚Verbrecher‘ und ‚Hehler‘, ‚gewissenlose Schieber‘ und ihre Helfershelfer sich gegenseitig oder aber auch unschuldige Dritte in Gefahr brachten, verletzten oder sogar töteten. „Unterwelt-Ganoven vor Gericht“, überschrieb der „Telegraf“ am 17. April 1948 einen von unzähligen Beiträgen zum Thema und schilderte detailliert den in vieler Hinsicht „typischen“ Fall, der sich dahinter verbarg: „Die Namen des 53jährigen Ali Furkert und seiner früheren Geliebten, der 28-jährigen Käthe Grabowski, sind in der Berliner Unterwelt und bei der Polizei wohlbekannt. Furkert, ein vielfach vorbestrafter Berufsverbrecher, stand am Freitag wegen Hehlerei vor der 11. Großen Strafkammer, während sich seine blonde Freundin wegen schweren Raubes zu verantworten hatte. Käthe hatte auch enge Beziehungen zu einem jungen amerikanischen Soldaten. Auf Grund eines von ihr ausgedachten Planes sollte ein ihr bekannter Schwarzhändler ausgeraubt werden. Der Händler wurde unter dem Vorwand, der Amerikaner wolle Schmuck kaufen, in die Wohnung zweier Komplizen gelockt. Während der Amerikaner den Schieber mit einer Pistole bedrohte, nahm ihm Käthe Grabowski, die sich maskiert hatte, die wertvollen Schmuckstücke ab.“¹⁴

Solche Schilderungen deckten sich zum Teil bis ins Detail mit den von der Berliner Polizei für den internen Gebrauch angefertigten Protokollen. Das Wilmersdorfer Kriminalkommissariat berichtete im Dezember 1945 in seinem Tätigkeitsbericht über „Schwarzhändler unter sich“: „Am 21.12.45, gegen 20 Uhr, wurde Frau Anneliese Benz (...) von mehreren Personen in ihrer Wohnung überfallen und beraubt. Es kam zwischen den anwesenden Gästen der Benz und den Tätern zu einem hefti-

¹² Vgl. Zierenberg, Stadt, S. 298-300.

¹³ Vgl. dazu – für das Gegenteil argumentierend – Mörchen, Schwarzer Markt, S. 425-428.

¹⁴ Telegraf 17.4.1948, Nr. 89B/3, S. 6.

gen Kampf, wobei von den Banditen auch Schusswaffen gebraucht wurden. Am Tatort blieben eine Pistole, ein Mantel, ein Hut und ein Paar Handschuhe eines der Täter zurück. Die englische Militärpolizei wurde zum Tatort gerufen und stellte grössere Bestände an Stoffen und Spirituosen, die der Benz gehörten, sicher. Die Täter dürften in den Kreisen zu suchen sein, mit denen die Benz Schwarzhandelsgeschäfte abwickelt.¹⁵

Dass die Verwicklung in Schwarzmarktgeschäfte auch noch schlimmere Folgen haben konnte, wusste wiederum der „Telegraf“ seinen Lesern am 28. März 1948 zu berichten. Unter der Überschrift „Der Mörder, der seine Ruhe haben will“, war der Fall des Versicherungsbeamten Günther Werdermann ausgebreitet worden, der „eine Witwe“ unter „dem Vorwand eines Schwarzmarktgeschäftes auf sein Laubengrundstück in Wannsee bestellt und sie durch 20 bis 30 Hiebe mit einem Hammer brutal ermordet“ hatte.¹⁶

Neben solchen Einzelfällen machte die zeitgenössische Berichterstattung regelmäßig auch das Schieber-Bandenwesen und seine Gefährlichkeit für die Stadtgemeinschaft zum Thema. In der Tat stellten solche „Schieber-Banden“, die auf dem Niveau organisierter Kriminalität operierten, die Berliner Polizei vor erhebliche Probleme. In einem vertraulichen Bericht des Kommandos der Schutzpolizei an den Berliner Polizeipräsidenten vom 28. Februar 1946 wurde detailliert das geplante Vorgehen gegen solche Banden in den Bezirken Kreuzberg und Tiergarten geschildert. Der Grad der Geheimhaltung und die immense Logistik, die hinter dem Einsatz mit insgesamt mehreren Hundert Polizisten stand, machten deutlich, auf welchen „Gegner“ die Polizei sich hier einzustellen hatte.¹⁷ Dass die Polizisten mit gewaltsamen Auseinandersetzungen rechnen mussten, machten immer wieder Vermerke deutlich, in denen von entsprechenden Übergriffen die Rede war. So hieß es in einem frühen Bericht der Schutzpolizei vom 5. Juli 1945: „Es ist sogar vorgekommen, dass gegen die diensttuenden Polizeianwärter von dunklen Elementen aggressive Haltung eingenommen wurde. Um zukünftige derartige Möglichkeiten auszuschalten, wird befohlen, dass jede Bildung von Ansammlungen von vornherein unterbunden wird.“¹⁸ Immer lauter wurde deswegen vonseiten der Polizei der Ruf nach einer entsprechenden Bewaffnung, die nicht nur die Durchschlagkraft der Einheiten stärken, sondern auch ihre eigene Sicherheit gewährleisten helfen sollte.¹⁹ „Die Berliner Polizei hat in den 19 Monaten ihres Bestehens 36 Todesopfer zu verzeichnen. Allein zwanzig wurden im Kampf mit Verbrechern niedergeschossen.

¹⁵ Landesarchiv Berlin (LAB) C Rep 303/9 84, S. 320.

¹⁶ Telegraf 28.3.1948, Nr. 74/2, S. 6.

¹⁷ LAB C Rep 303/9 81, S. 220-21.

¹⁸ LAB C Rep 303/9 81, S. 135.

¹⁹ Vgl. etwa LAB C Rep 303/9 241, S. 406-408.

Von den rund 12.000 Berliner Schutzpolizisten hat nur jeder zweite eine Pistole und einen Mantel. Die mehrere tausend Schupos im russischen Sektor haben im ganzen zehn Taschenlampen, wie das Polizeipräsidium feststellt. 700 Mann haben nicht einmal einen Gummiknüppel“, fasste der „Spiegel“ 1947 die mangelhafte Ausrüstung der Berliner Polizei in einem Bericht über den Polizeipräsidenten Paul Markgraf zusammen.²⁰ Wie sollte eine derart mangelhaft ausgerüstete Polizei wirksam gegen gefährliche Verbrecher bestehen?

Vor diesem Hintergrund konnte es nicht verwundern, dass einige Gelegenheits- teilnehmerinnen und -teilnehmer der illegalen Märkte immense innere Hemmnisse überwinden mussten, um selbst zu „kleinen“ Schieberinnen und Schiebern zu werden. Nicht nur, dass die Teilnahme einen Rechtsbruch – wie „zeitbedingt“ auch immer er sein mochte – bedeutete, zudem spielte schlicht die Angst vor den zu erwartenden Konflikten vor Ort eine wichtige Rolle.²¹ Ein Ort, der solchermaßen von Täuschung, Betrug und Gewalt beherrscht wurde – wie sollte man den aufsuchen können? In den Erinnerungen von Berlinerinnen und Berlinern, die gelegentlich selbst zu Schwarzhändlern wurden, spiegelten sich solche Vorbehalte und Ängste wider. Sei es, dass man sich dem jeweiligen Gegenüber nicht gewachsen fühlte, sei es, dass man Angst hatte, zum Opfer gewaltsamer Praktiken auf einem der öffentlichen Marktplätze zu werden.²²

Hinzu kam allerdings noch etwas anderes. Das „Verhältnis zwischen Publikum und Polizei“ – wie es der „Tagesspiegel“ in seiner Ausgabe vom 22. November 1947 ausdrückte – war ambivalent. Unter der Überschrift „Der Polizist soll sich als Bürger fühlen“ berichtete der Tagesspiegel-Redakteur seinen Lesern von einem Gespräch, das er mit dem Kommandeur der Schutzpolizei, Hans Kanig, geführt hatte. Der Text nahm zunächst die Polizei in Schutz: „Daß die Berliner Polizei jung ist und nur zwei Jahre Zeit hatte, der Kriminalität in Berlin und schließlich nicht weniger der in den eigenen Reihen Herr zu werden“, dürfe man nicht vergessen. Aber es „verwirrte die Situation, wollte man übersehen, daß zwischen Bevölkerung und Polizei eine Kluft entstanden“ sei, „die man nicht nur mit der Not auf der einen und den oft unpopulären, aber notwendigen Maßnahmen auf der anderen Seite erklären“ könne. Auch in England würden schließlich „schwarze Märkte bekämpft, auch in Frankreich Kohlenzüge bewacht“, und doch komme „es nicht dort, sondern nur in Berlin vor, daß ein Wachtmeister (...) fünfzehnmal im Monat ‚angepöbelt‘“ werde. Der befragte Kommandeur Kanig machte die deutsche Polizeitradition für diese

²⁰ Der Spiegel H. 5/1947, S. 2: Zweimal ‚freies Deutschland‘.

²¹ Zur Figur des „zeitbedingten Rechtsbrechers“ im Gegensatz zum „echten Kriminellen“ vgl. Stefan Mörchen, „Echte Kriminelle“ und „zeitbedingte Rechtsbrecher“. Schwarzer Markt und Konstruktionen des Kriminellen in der Nachkriegszeit, in: WerkstattGeschichte, H. 15/2006, S. 57-76.

²² Vgl. Zierenberg, Stadt, S. 212-229.

Misstände verantwortlich und fügte hinzu, dass es zudem darauf ankomme, dass die Polizei sich „von ihrer Korruption“ befreie, die Kriminalität eindämme und verhindere, dass weiterhin „Menschen verschwänden“.²³

Unter diesen Umständen kam es immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen der Polizei und Schwarzhändlern auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. So eskalierte beispielsweise am 30. April 1947 die Situation in der Nähe des Rosentaler Platzes in Mitte. Gegen 18 Uhr griff der Reviervorsteher des Reviers in der nahe gelegenen Gormannstraße auf dem Markt stehende Personen „handgreiflich“ an, ohne diese vorher zum Weitergehen aufgefordert zu haben, wie ein Zeitungsartikel am nächsten Tag berichtete. Der Polizist habe schließlich sogar die Pistole gezogen und die mittlerweile angewachsene Menschenmenge bedroht. Zudem solle er einen jungen Mann mit der Pistole geschlagen haben, sodass dieser „blutüberströmt“ zusammenbrach. Die Pressestelle des Berliner Polizeipräsidiums indes schilderte die Situation anders und bestand darauf, dass einzelne „Hauptanführer“ der Menge den Polizisten mit Steinwürfen attackiert hätten, woraufhin dieser die Pistole zur Selbstverteidigung habe ziehen müssen.²⁴

Razzien und Zivilität

Solche Vorfälle kamen immer wieder vor. Sie sollten aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die überwiegende Zahl der Begegnungen zwischen der in der Regel unbewaffneten deutschen Polizei und Händlerinnen und Händlern auf den illegalen Märkten bald einen anderen Charakter annahm. Das Hauptbekämpfungsinstrument der Polizei bildeten die Razzien gegen große Menschenansammlungen auf den bald stadtbekanntesten öffentlichen Schwarzmarktplätzen. In immer wieder weitgehend gleichen Worten fassten die Berichte des Kommandos der Schutzpolizei diese Aktionen anschließend für den Polizeipräsidenten zusammen. Ein Beispiel aus der Frühphase dieser Aktionen vom 17. August 1945 verdeutlichte den Ablauf: „Zur weiteren Bekämpfung des ‚Schwarzen Marktes‘, der durch immer wieder einsetzende polizeiliche Massnahmen zwar wesentlich eingedämmt, aber noch nicht ganz unterbunden werden konnte, hat das Kommando der Schutzpolizei am 16.8.45 gegen 14.30 Uhr in den Tiergarten-Anlagen westlich des Brandenburger Tores und beim ehemaligen Reichstagsgebäude in Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei (...) eine Razzia durchführen lassen. Zum Einsatz kamen 80 Kriminalpolizei-Anwärter und 80 Schutzpolizeianwärter der Polizei-Bereitschafts-Inspektion. Durch den motorisierten Einsatz konnte der festgesetzte Umfassungsring schlagartig geschlos-

²³ Tagesspiegel 22.11.1947, S. 8.

²⁴ Telegraf 30.4.1948, Nr. 101/2, S. 6: Krawall am Rosentaler Platz.

sen werden. In der Sperrkette waren ca. 600 Personen, von denen etwa 180 des Schwarzhandels Überführte bzw. Verdächtige der Kriminalpolizei in der Dircksenstraße zugeführt worden sind. (...) Bei dem Unternehmen, das um 17 Uhr beendet war, haben sich Zwischenfälle nennenswerter Art nicht ereignet“.²⁵

In bald monotoner Art wiederholten diese Berichte den immer gleichen Vorgang, bei dem ein massives Polizeiaufgebot einer noch größeren Ansammlung von Händlerinnen und Händlern gegenübertrat, diese einkesselte und abführte. Die Regelmäßigkeit dieser Aktionen zeugte natürlich von ihrer Wirkungslosigkeit, was auch den Polizisten nicht verborgen blieb.²⁶ Auffällig war neben der Tatsache, dass die Berliner Polizei in Absprache mit den alliierten Militärbehörden bis 1948 an der Praxis der Razzien festhielt, vor allem der Umstand, dass die interne Manöverkritik ausdrücklich auf das Auftreten und das Verhalten der zum Teil noch sehr jungen Polizisten und Polizeianwärter einging: „Unsere Polizeikräfte sind mit Lust und Liebe bei der Sache, ihr Auftreten ist sachlich und höflich, erforderlichenfalls auch energisch“, notierte ein Bericht.²⁷ Das „Auftreten“ der Ordnungsmacht unterlag einer strengen Selbstkontrolle – und das von Beginn an. Bereits nach einer der ersten Aktionen überhaupt, im August 1945, gab das Polizeipräsidium dem zuständigen Kommando der Schutzpolizei eine Rückmeldung zum Verhalten der beteiligten Polizisten und stellte darin fest: „Auftreten der Polizeianwärter: Im Verhältnis zu früher ist hier ein merklicher Fortschritt festzustellen. Unschön wirkt immer noch die teilweise mangelhafte Haltung der Anwärter und der brüllende anstatt höfliche Ton im Umgang mit dem Publikum. Ohne Grund fassen Anwärter Personen an, die sich dann energisch dieses Verhalten seitens der Polizei verbitten. Auftreten der Polizei-Offiziere: Man hat (...) das Gefühl, als stünden sie nicht genügend über dem Ganzen. Ihre Anweisungen sind nicht klar genug, was zur Folge hat, dass sie sich bei der Durchführung ihrer Anweisungen in kleine Dinge einmischen müssen und dabei teilweise insofern eine unschöne Figur dem Publikum gegenüber machen, als sie beim Sprechen ihre Arme ‚zu Hilfe‘ nehmen.“²⁸

Insgesamt wird in dieser Manöverkritik eine bemerkenswerte Kontrolle der eigenen Performanz in der Begegnungssituation mit den Händlerinnen und Händlern auf dem Berliner Schwarzmarkt erkennbar. Das von den Alliierten verfügte Verbot der Bewaffnung der Polizei korrelierte hier mit einem auf „Höflichkeit“ bedachten und physische Auseinandersetzung, ja bloße Berührungen vermeidenden Polizeiauftritt.²⁹

²⁵ LAB C Rep. 303/9 81, S. 125.

²⁶ Ebd., S. 158.

²⁷ Ebd., S. 155.

²⁸ Ebd., S. 131.

²⁹ Die Forschung hat bislang eher Kontinuitätslinien in der Arbeit der deutschen Polizei herausgearbeitet,

Das war einer der Gründe dafür, dass die Begegnungen zwischen der überwiegenden Menge der Berliner Schwarzhändlerinnen und -händler auf der einen und den unterschiedlichen Polizeieinheiten auf der anderen Seite bald routinierte und abgeklärte Züge annehmen sollte. Die auf zeitgenössischen Fotografien erkennbare Entspanntheit der Beteiligten mag auf den ersten Blick irritieren, hatte ihren Grund aber genau darin, dass allen der Ablauf der Aktion einigermaßen klar war und die in den meisten Fällen relative Harmlosigkeit der Strafe deutlich vor Augen stand.³⁰ Ein Erlebnisbericht, den der „Telegraf“ am 17. April 1948 brachte, illustrierte die damit gewonnene Zivilität der Ordnungsmacht im Umgang mit den alltäglichen „Rechtsbrechern“ des Schwarzmarkts: „Bahnhof Friedrichstraße, im Wartesaal der ehemals dritten Klasse. Ich verzehre meine Frühstücksschnitten und trinke ein Glas Bier. Plötzlich wird die Tür aufgerissen, und einige Polizisten kommen herein. Razzia! (...) Zusammen mit einigen anderen Pechvögeln, Schwarzhändlern und Dirnen bringt mich der Flitzer zur Schutzwache Mitte in der Gormannstraße. Dort ist der Warteraum schon ziemlich voll. Ein buntes Gemisch Berliner Typen. Klärchen, sehr auf jugendlich zurechtgemacht, ist hier Stammgast und kennt alle Beamten. Sie führt das große Wort und tröstet alle Ungeduldigen: ‚Länger als 24 Stunden wird es nicht dauern!‘ (...) Ein altes Mütterchen und die neben ihr sitzende junge Frau hatten ein paar Wäschestücke veräußert und wollten für den Erlös etwas zum Essen kaufen. Die Oma suchte Brot, und die Jüngere wollte etwas Fett für ihre tbc-kranken Kinder. Nun bangen sie um ihr Geld. Wird die Polizei es ihnen abnehmen?“ Schließlich weiß der Reporter noch von einem Kommissar zu berichten, der dermaßen willkürlich Leute verhaftet, dass seine eigenen Kollegen darüber murren, und wird zum Schluss selbst aufgerufen: „Ich bekomme meinen Personalausweis zurück und weiß nun, wie es ist, wenn man fünf Stunden lang verhaftet war.“³¹

Fazit

Unbeschadet der Tatsache, dass es immer wieder auch zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Polizisten und Marktteilnehmern kam, bildeten die Razzien der Polizei mit ihrer geplanten weitgehenden Gewaltlosigkeit doch eine bald relativ

die sowohl auf personelle Kontinuitäten wie auch auf Beharrungskräfte in der Wahrnehmung von Kriminalität und Kriminellen abheben. Vielleicht müsste dieses Bild mit Blick auf alltägliche Begegnungssituationen differenziert werden. Vgl. Imanuel Baumann, *Dem Verbrechen auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland, 1880-1980*, Göttingen 2006; sowie die entsprechenden Beiträge in: Gerhard Fürmetz/Herbert Reinke/Klaus Weinbauer (Hrsg.), *Nachkriegspolizei. Sicherheit in Ost- und Westdeutschland 1945-1969*, Hamburg 2001.

³⁰ Vgl. die entsprechende Abbildung in: Zierenberg, Stadt, S. 216.

³¹ Telegraf 17.4.1948, Nr. 89B/3, S. 6: Fünf Stunden in „Nummer Sicher“.

„normale“ Begegnungssituation zwischen der Obrigkeit und den illegalen Händlern des Berliner Schwarzmarkts. Einerseits waren es vor allem die sichtbaren Routinen dieses Vorgangs, gepaart mit einer deeskalierenden Strategie vonseiten der Alliierten Militärbehörden, die zwar die maßgeblichen Gesetze gegen den illegalen Handel übernahmen, insgesamt aber die Strafpraxis deutlich milderten, die diese Situationen zu einem Aushandlungsort ungewohnt ziviler Konfliktstrategien werden ließen.

Dieser diskursiv und performativ hergestellte Korridor einer stabilen, regelgeleiteten Form des Konfliktaustrags bedurfte andererseits in der Presse, unter den Schwarzmarktakteuren sowie in der Polizei einer klaren Grenzziehung gegenüber den gewalttätigen und verbrecherischen Praktiken „gewöhnheitsmäßiger“ und „gewissenloser Schieber“. Indem weite Teile der Berliner Öffentlichkeit an in- wie exkludierende Grenzziehungen der „Volksgemeinschaft“ mit ihren „Gemeinschaftsfremden“ anschlossen, definierten sie für sich – bei weiterhin bestehenden Diskriminierungen etwa von „Ausländern“ und „displaced persons“ – einen sichtbaren Raum „normaler“ Konfliktlösungsoptionen, der den Übergang vom Krieg in den Nachkrieg erleichterte, indem er weite Teile des Stadtraums für sich reklamierte.³² Hierin drückte sich ein Prozess aus, an dessen Ende sich das im „Dritten Reich“ etablierte Verhältnis wieder umkehrte: an die Stelle massiver, zusammenschließender Gewaltausübungen in der „Volksgemeinschaft“, die einer vorgegebenen Sprachregelung folgte oder verschleiert wurde, trat nach dem Krieg wieder ein Sprechen *über* eine als allgegenwärtig wahrgenommene Gewalt. Mochten die Grenzen zwischen Tätern, Opfern und Zuschauern noch fließend und unklar sein, in der Rede über Gewalt, typische Praktiken, Akteure und die ihnen zugewiesenen bzw. praktisch angeeigneten urbanen Räume wurden erste neue Grenzziehungen möglich, die bereits etablierte Stereotype adaptierten, aber unter den Bedingungen einer neuen Form öffentlicher raumbezogener Kommunikation in der Stadt andere Zuordnungen trafen und vor allem eine breite Palette zivilerer Begegnungen zwischen Bürgern und staatlicher Obrigkeit beschrieben und auf diese Weise auch mit ermöglichten.³³

**Dr. Malte Zierenberg, Humboldt Universität zu Berlin,
malte.zierenberg@geschichte.hu-berlin.de**

³² Zu den Kriminellen-Stereotypen des Schwarzmarkts und ihren Varianten vgl. Zierenberg, Stadt, S. 163-176 u. 246-268; Mörchen, Schwarzer Markt, S. 376-412; Hilton, Black Market.

³³ Vgl. für die in- wie exkludierende Funktion von Gewalt im Nationalsozialismus bereits Michael Wildt, Gewaltpolitik. Volksgemeinschaft und Judenverfolgung in der deutschen Provinz 1932 bis 1935, in: WerkstattGeschichte, H. 35/2003, S. 23-43; ders., Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz, Hamburg 2007.

Graffiti, Topographie, Gewalt: Kommunikationspraktiken von Hooligans in Polen

Im Grunde, so scheint es jedenfalls, weiß man alles Nötige über Hooligans: Sie sind dumm, gewalttätig, frauen- und fremden-, europa- und demokratiefeindlich sowie eine Gefahr für Sicherheit und Ordnung in den Städten. Sie stören den gesitteten Genuss fußballerischer Aufführungen, sie sind ein schlechter Ausweis für ihre Heimatstädte und -länder. Ihre Gewalt ist ziellos und reiner Selbstzweck, archaisch und unzivilisiert. Sie hebt die Delegation gewalthafter Körperlichkeit an das professionelle sportliche Spektakel¹ auf. Da sie neben dem ordentlichen Konsum dieser Spektakel auch das staatliche Gewaltmonopol aushebeln, sind sie Objekt polizeilichen Zugriffs sowie, da ihnen seit den 1990er Jahren summarisch rechtsradikale Tendenzen nachgesagt werden, Ziel antifaschistischer Mobilisierungen und sozialpädagogischer Integrationsangebote.

Tatsächlich handelt es sich bei den Hooligans - dies soll auf den folgenden Seiten gezeigt werden - um eine Subkultur, deren Praktiken sicherlich aus einem Unbehagen an der herrschenden sozialen Kultur resultieren, die aber keinerlei Anspruch auf den Umsturz herrschender Verhältnisse erhebt. Sie genügt vielmehr bei aller Bezugnahme auf nationale und politische Motive weitgehend sich selbst. Betrachtet man *Hooligans* und ihr Verhältnis zu rechtsradikalen Subkulturbildungen in ihren eigenen Kommunikationspraktiken genauer, scheinen Brüche und Ambivalenzen auf, deren nähere Betrachtung lohnt. Diese verweisen auf Eigenlogiken, die weder in die polizeiliche Eindämmung noch in die öffentlichen Repräsentationen der *Hools* eingehen. Sie sollen im Folgenden skizzenhaft am Beispiel der Nutzung des städtischen Raums, insbesondere seiner Markierung durch Graffiti, angedeutet werden.

¹ So – verknappt – die Rolle von Sport im „Zivilisationsprozess“ bei Norbert Elias/Eric Dunning, *Quest for Excitement. Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford 1986.

Hooliganismus ist ursprünglich die um 1900 in London geprägte Fremdbezeichnung für unbotmäßiges, im weitesten Sinne gewalthaftes Verhalten vor allem junger Männer aus den Unterklassen im gutbürgerlichen öffentlichen Raum – mithin in den Innenstädten. Der Begriff wurde im Folgejahr nach Russland importiert und ab 1906, nach der ersten gescheiterten Russischen Revolution, politisiert und auf gewalthafte Demonstrationen sowie auf Pogrome ausgeweitet. In den 1920er Jahren wurde er in der sowjetischen Rechtsprechung gegen unerwünschte Verhaltensformen reaktiviert.² In der bürgerlich-kapitalistischen wie der (an ihr orientierten) realsozialistischen Kultur bezeichnet der Begriff *chuliganstwo* unangepasste, gewalthafte Verhaltensweisen, die auf ein Disziplinierungsdefizit verweisen und als nicht verbalisierte Infragestellungen gesellschaftlicher Werte und Regeln politisierbar sind.

In Polen scheint das Phänomen seit den 1920er Jahren bekannt zu sein, zumindest für Krakau, wo die Anhänger der beiden Vereine *Wisła* und *Cracovia* sich regelmäßig prügelten und es selbst 1943 – unter deutscher Besatzung – zu einer mehrstündigen Straßenschlacht kam.³ In den 1950ern entdeckten polnische Sozialwissenschaftler eine als *chuliganstwo* bezeichnete Subkultur, die auf informeller Organisation von Höfen, Straßen oder Vierteln beruhte.⁴ Seit dem Posener Aufstand von 1956 wurde der Begriff auch zur Disqualifizierung militanter Demonstranten verwendet.⁵ Nachdem die *chuliganie* in den 1970er Jahren weitgehend aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit und der Polizei verschwunden waren, fand das polnische *chuliganstwo* in der zweiten Hälfte der 1970er und verstärkt in den 1980er Jahren wieder Aufmerksamkeit.⁶ Formell verband sich eine gewalthafte Identifikation mit einem Fußballclub mit lokaler Verortung bzw. der Aneignung von Segmen-

² Joan Neuberger, *Hooliganism. Crime, Culture, and Power in St. Petersburg, 1900-1914*, Berkeley u.a. 1993, S. 1; Monica Wellmann, *Zwischen Militanz, Verzweiflung und Disziplinierung. Jugendliche Lebenswelten in Moskau 1920-1930*, Zürich 2005, S. 142, 149.

³ Tomasz Sahaj, *Chuligani stadionowi – studium społecznej bezsilności*, in: *Sport wyczynowy* H. 7-8/2005, S. 487f.

⁴ Czesław Czapów/Stanisław Manturzewski, *Niebezpieczne ulice. U źródeł chuliganstwa. Materiały i refleksje*, Warszawa 1960, S. 323f.; Mariusz Janicki/Miroslaw Peczak, *Polska siła. Skini, narodowcy, chuligani*, Warszawa 1993, S. 83.

⁵ Jarosław Maciejewski/Zofia Trojanowiczowa, *Poznanski Czerwiec 1956*, Pozna 1981, *Abbildungen* S. 208-209, Nr. 43; Tomasz Balbus/Łukasz Kaminski, *Wydarzenia grudniowe 1970 roku poza Wybrzeżem*, in: *Pamięć i Sprawiedliwość* H. 1 (1)/2002, S. 143-160, hier S. 154.

⁶ Janicki/Peczak, *Polska siła*, S. 12f.; Przemysław Piotrowski, *Soccer Hooliganism in Poland. Extent, Dynamism and Psychosocial Conditions*, in: <http://www.inter-disciplinary.net/piotrowski%20paper.pdf>, aufgerufen am 20.7.2012.

ten des städtischen Raums⁷, kulturell orientierten sich die (sich nun auch selbst als solche bezeichnenden) *chuliganie* in Kleidung, Frisur und Männlichkeitskult an den westlichen Skinheads.

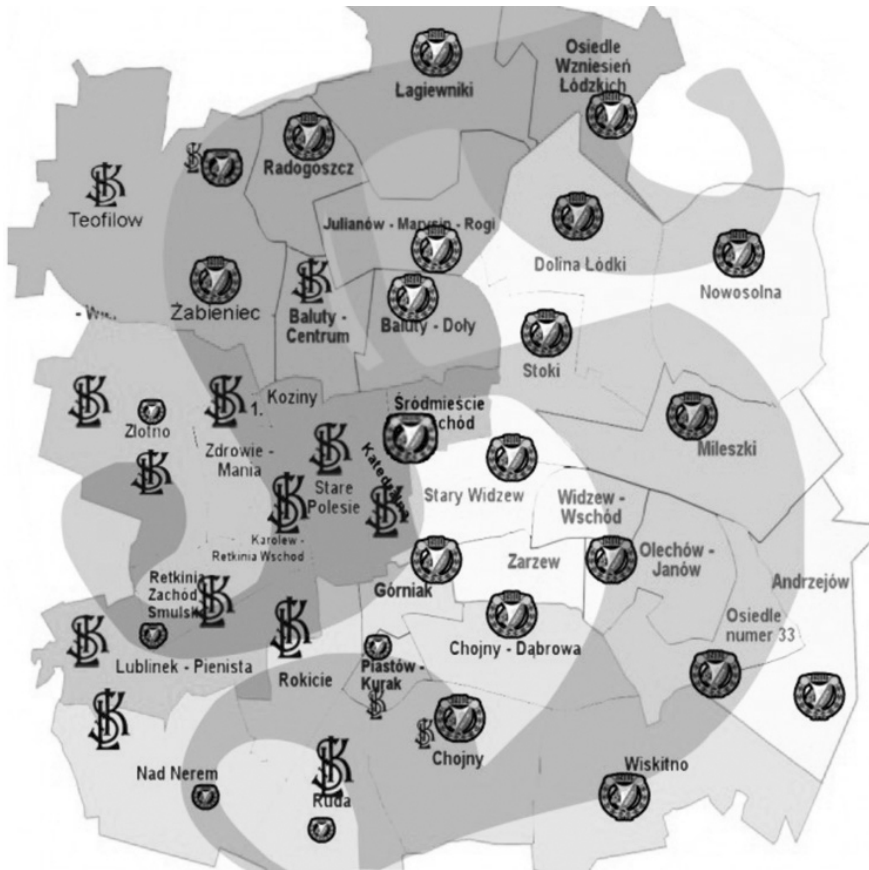
Reste der alten Bedeutung sind in der modernen Zuspitzung des Begriffs auf fußballbezogene kollektive Gewalt durchaus vorhanden: Dies betrifft zum einen den scheinbar zweckfreien Charakter der Gewalt, aber auch die hohe Lokalisierung von Zugehörigkeit, die allerdings ihren Klassencharakter weitgehend verloren hat: Innerhalb der *Firmas* – hier wird die britische Selbstbezeichnung von *Hooligan*-Gruppen verwendet⁸ – finden sich inzwischen junge Arbeiter ebenso wie Angestellte. Vor allem aber haben die Auseinandersetzungen unter den „regulären“ Hooligans – denen, die sich dem *Kodeks szalikowca* (Kodex der Schalträger [= harter Kern der Fußballfans]) verpflichtet – einen völlig anderen Charakter angenommen: Anders als um die Wende zum 20. Jahrhundert und teilweise bei den „Halbstarken“ der 1950er Jahre, als Jugendliche aus den Unterklassen situative, körperliche Macht über (mutmaßliche) Angehörige der mittleren und herrschenden Klassen anwandten, richtet sich die Gewalt der *chuliganie* zunächst einmal ausschließlich gegen andere *chuliganie* und vermittelt in erster Linie Gruppenzugehörigkeit und Männlichkeit.⁹ Zunächst fanden Schlägereien vor oder nach entsprechenden Spielen als „dritte Halbzeit“ in der unmittelbaren Umgebung des Stadions statt (und konnten sich von dort aus durchaus in die übrige Stadt verlagern). Mit der erhöhten polizeilichen Präsenz am Stadion und Stadionverboten seit den 1980er und 1990er Jahren ist die kollektive Gewaltanwendung jedoch nicht nur in Polen zu einer Art verabredetem, selbstorganisiertem Sport geworden: Die *ustawki* finden nun nach vorheriger Absprache mit vereinbarten Teilnehmerzahlen abseits der Städte statt. Eine polnische Internetseite führte von 2005 bis 2011 eine Liga für diese Gruppenschlägereien in zwei Altersklassen.¹⁰

⁷ Bushnell, *Moscow Graffiti*, S. 33–35; Jacek Burski, *No one likes us, We don't care – wojny łodzkich kibicow*, in: *Tygiel Kultury* H. 10-12/2008, in: http://www.tygielkultury.eu/10_12_2008/aktual/d14.htm, aufgerufen am 4.7.2013.

⁸ Sehr lesenswert, leider ohne Berücksichtigung Polens: Ramón Spaaij, *Understanding Football Hooliganism. A Comparison of Six Western European Football Clubs*, Amsterdam 2006.

⁹ Eric Dunning, *Social Bonding and Violence in Sport*, in: Elias/Dunning, *Quest for Excitement*, S. 224–244.

¹⁰ <http://www.szalikowcy.com/informacje/21,Ustawki.html>, aufgerufen am 10.7.2013. Siehe auch zahlreiche YouTube-Videos unter dem Suchbegriff *ustawka/ustawki*. Zu Selbstbild und Praxis in den 1990ern siehe Roman Zielinski, *Liga Chuliganów*, Wrocław 1996.



Kliknij, aby powiększyć

Abb. 1: Zuordnung der Stadtteile in Łódź zu den örtlichen Klubs.

Die eigensinnige, gleichsam trotzige und archaisch anmutende Identifizierung mit einem auch in Polen durchweg kommerzialisierten – und damit entorteten – sportlichen Spektakel findet ihren Widerhall auch im Selbstverständnis der Hooligans: Zum einen wurde – entgegen spektakulärer Befürchtungen westlicher Massenmedien über das Auftreten polnischer *Hools* während der EM 2012¹¹ – diese Veranstal-

¹¹ Siehe als Beispiel die ärgerliche Arbeit von Olaf Sundermeyer, Tor zum Osten. Besuch in einer wilden Fußballwelt, Göttingen 2012. Weitere Beispiele in Michael G. Esch, Gewalt und Geschichte. Überlegungen zur Verwendung von Geschichte in der Selbstverortung polnischer Hooligans, in: inter finitimos H.

tung als kommerzialisiertes Event abgelehnt und weitgehend gemieden. Mehr noch erklärt der spätestens 2005 vereinbarte *Kodeks* der polnischen Hooligans, dass der *szalikowiec* niemals mit der Polizei zusammenarbeitet und auf Gedeih und Verderb zu seinem Verein steht, und zwar unabhängig davon, was Vereinsoffizielle und Spieler dazu sagen.¹² Mit anderen Worten: Die Ökonomisierung der Fußballvereine führt dazu, dass sich der harte Kern der Fans – *szalikowcy*, Ultras, *chuligania*¹³ – als Gruppe derjenigen betrachtet, die den soziokulturellen und identitären Kern des Fußballs bewahren.

Die Lokalisierung ist so zentral, dass sie zum Gegenstand von Mystifizierungen wird: Für Łódź und Krakau-Nowa Huta, zwei Städte mit jeweils zwei wichtigen Klubs und dementsprechend zwei Hooligan-*Firmas*, finden sich Stadtpläne, die die einzelnen Viertel den beiden Firmen zuordnen (siehe Abb. 1),¹⁴ was regelmäßig zum Anlass genommen wird, mediale Horrorszenerarien einer kompletten Kontrolle polnischer Gemeinwesen durch entfesselte Hooligan-Banden zu zeichnen. Von einer solchen vollständigen Aneignung kann aber, wie im Folgenden gezeigt wird, keine Rede sein: Die in den Stadtplänen gezeigte vollständige Aufteilung unter den *Firmas* ist eher Wunschdenken als Wirklichkeit. Dies soll anhand einer bislang eher selten herangezogenen Sorte von Quellen, die von den Akteuren selbst produziert wird, veranschaulicht werden: Die symbolische Beanspruchung städtischer Territorien in Form von Graffiti - Texte und Bilder, die Aufschluss über Auffassung, Aneignung und Nutzung des urbanen Raums geben¹⁵ und die indirekt auch einen gewissen Einblick in die Logiken und Funktionen der Gewalt der *chuligania* bieten.

Lokalisierung: Hooligan-Graffiti als kommunikative Praxis

Neben den *ustawki* gehört die Markierung des eigenen Territoriums zu den essentiellen Praktiken der Hooligan-Kultur. Von besonderem Interesse ist dies in den Städten, wo mehrere *Firmas* bestehen: Erstens ist hier die Abgrenzung von Territorien

9/2011, S. 35-63.

¹² Kodeks szalikowca, in: <http://szalikowiec.funpl.com/serwis/informacje/10,Szalikowcy.html>, aufgerufen am 10.7.2013.

¹³ Es ist hier nicht möglich, die Unterschiede zwischen den einzelnen Fankulturen – die sich bei aller Abgrenzung voneinander häufig überschneiden bzw. ineinander übergehen – genauer zu betrachten. Siehe einführend Spaaij, Understanding; Jonas Gabler, Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland, Köln 2010.

¹⁴ http://zabieniec1910terror.wrzuta.pl/obraz/31LQBEWneba/kibicowska_mapa_odzi_2011, aufgerufen am 12.7.2013. Das H im Hintergrund ist ein beliebtes Zeichen für *Hooligan*.

¹⁵ Siehe hierzu unter anderem Renate Neumann, Das wilde Schreiben. Graffiti, Sprüche und Zeichen am Rand der Straßen, Essen 1991; Carolin Steinat, Graffiti. Auf Spurensuche im urbanen Zeichenschungel, Marburg 2008.

besonders wichtig und dadurch auch besonders aussagekräftig. Zweitens kann die Praxis des gegenseitigen Übersprühens von Graffiti aufgrund der ständigen räumlichen Nähe zu einer permanenten, auch körperlichen, Auseinandersetzung werden. Aber bereits unterhalb der Schwelle der unmittelbaren körperlichen Gewalt ist sie eine gleichwertige Form von Vergemeinschaftung und von Auseinandersetzung mit der gegnerischen *Firma*, die als besonders ehrenhaft gilt, wenn sie auf feindlichem Territorium stattfindet.¹⁶ Scheinbar verschwindet hier ein Unterschied zu den 'ursprünglichen' russischen *chuligani*. Die Postulierung einer Hegemonie über einen urbanen Raum geschieht nicht nur situativ, wie um 1900-1950, sondern permanent, und es handelt sich nicht mehr um ein fremdes Stadtsegment, sondern um das Viertel, in dem die Akteure auch leben.



Abb. 2: Hooligan Graffiti zwischen ul. Zaporoska und al. Powstanców Slaskich, April 2013.

¹⁶ Interview mit Jacek Burski, 26.4.2012. Freilich sind Beispiele hier schwer zu finden, da die angegriffene Firma in aller Regel die Spuren des (meist nächtlichen) Angriffs sehr rasch beseitigt.

Offensichtlich funktionieren polnische Hooligan-Graffiti – und nicht nur diese – in sehr ähnlicher Weise wie Gang-Graffiti. Dabei lassen sich nach Form und Ort verschiedene Typen unterscheiden:

1. Gelegenheitsgraffiti, die meist aus dem Logo oder Namen des Klubs, etwas selbener der *Firma*, bestehen. Sie sind meist nicht besonders kunstvoll ausgearbeitet und können praktisch überall auftauchen, wo sich Hooligans und/oder Fans bewegen: In Straßenbahnen, Bussen, auf dem Weg zum Stadion, zur Schule, an Treffpunkten usw.
2. Sehr ähnlich, mit häufig stark beleidigendem Inhalt gegenüber den gegnerischen *Firmas*, finden sich Graffiti, die die Hegemonie in einem bestimmten Viertel beanspruchen. Am häufigsten (bzw. dauerhaftesten) befinden sich solche Markierungen gerade da, wo die Hegemonie strittig ist. Hier kommt es mitunter zu mehrfachen und über lange Zeit sichtbaren gegenseitigen Schmähungen, Übermalungen usw. (siehe Abb. 6).
3. Grenzmarkierungen, die den Eingang zum beanspruchten Viertel bezeichnen. Diese unterscheiden sich mitunter nicht sonderlich von Gelegenheitsgraffiti, sind mitunter aber auch weitaus professioneller. So haben die Slask-Hooligans in Wrocław ein *stencil* entwickelt, einen stilisierten Schädel, der in der ganzen Stadt, vor allem aber rund um das „Rondo“-Viertel südlich des Stadtzentrums zu sehen ist. Dort ist der so markierte Bereich voll von Hooligan-Graffiti. Die Auswahl in Abb. 2 zeigt eine Spannweite von parolenförmigen Einheitsbekundungen (m.l., u.r.) mit dem Verein, stärker elaborierten Grenzmarkierungen (o.l., o.r., u.m.) bis hin zu Wandbildern, die sich als
4. Graffiti zur Gestaltung des städtischen Innenraums, der wichtigsten Treffpunkte im als Eigenes reklamierten Viertel, bezeichnen ließen (m.r.; Abb. 3; 5): Die mitunter sehr aufwendigen Wandbilder finden sich in Vierteln, wo die Hegemonie einer *Firma* unwidersprochen ist und wo die *chuliganie* – da die Bilder nicht entfernt bzw. übermalt werden – von Bevölkerung und Hausmeistern offensichtlich akzeptiert werden.¹⁷
5. Mitteilungsgraffiti, die eher selten ist, sich meist auf ein bestimmtes Spiel bezieht und den Aufruf enthält, „den Brüdern zu helfen“, oder die „Tournée“ einer *Firma* dokumentiert.

¹⁷ Ein ausdrucksstarkes Beispiel ist das „Längste Graffiti Polens“ in Gdynia: Auf einer 345m langen Mauer wurde – von Hooligans, Familienvätern und kleinen Jungen – der Text eines Liedes der Metal-Band United Patriots auf blau-gelben Grund gemalt. <http://www.joemonster.org/filmy/39003>, aufgerufen am 13.8.2013.



Abb. 3: Wandbild der Ultras von Lech Poznan am Park/Sportplatz an der ul. Owsiana.

Handwerklich aufwendigere Graffiti finden sich mitunter an den Grenzen zwischen umstrittenen Vierteln, in Krakau etwa zwischen *Biezanów*, wo die *Wista Sharks* dominieren, und *Prokocim*, wo die *JudeGang* hinreichend stark ist. Einfache Graffiti findet sich besonders häufig unmittelbar angrenzend an die Stadtzentren, d.h. in hochöffentlichen Vierteln, während aufwendigere Arbeiten im Zentrum seltener sind: Zum einen, weil es hier weniger Flächen gibt, auf denen sich echte Wandbilder anbringen ließen, zum anderen, weil eine Hegemonie einer *Firma* hier kaum herzustellen ist. Umgekehrt lässt das Vorhandensein von mehreren sich gegenseitig kommentierenden (vulgo: schmähenden) Graffiti darauf schließen, dass es sich um ein umstrittenes Gebiet handelt (siehe Abb. 4).



Abb. 4: Mehrfach übermalte Graffiti aus Łódź, Warschau und Krakau.

Von politischen Parolen oder Wandmalereien etwa in Nordirland¹⁸ sowie von künstlerisch ambitionierten Graffiti unterscheidet die Hooligan-Graffiti, dass sie sich nicht an eine generalisierte Öffentlichkeit wenden. Politische Wandbilder artikulieren sowohl kulturelle Hegemonie in einem politisierten Milieu als auch eine generalisierte Botschaft darüber, wie die menschliche (oder nationale) Gesellschaft ist oder wie sie sein sollte bzw. wird. *Hooligan*-Graffiti fehlt diese Qualität trotz ihrer Rückgriffe auf kämpferisch-nationale (sowie aus dem *Gangsta*-Pop übernommene) Motive praktisch völlig. Tatsächlich ist sie für Außenstehende, bisweilen sogar für einen Teil der lokalen Bevölkerung, nicht oder nur schwer zu dekodieren. Sie legt gleichsam eine beschriftete Folie über die Stadt, einen zweiten, in erster Linie von anderen *chuliganie* lesbaren ästhetischen und funktionalen Stadtplan.

Dies gilt bereits für die oben gezeigten Logos in Wrocław: Außerhalb von Bildern, in denen zwei gekrönte Schädel als die beiden „O“ des Wortes „Hooligan“ fungieren (Abb. 2, o.r.), sind sie nicht ohne weiteres als Logo der *Firma* von *Slask Wrocław* erkennbar, ebenso werden die Farbkombination grün-weiß-rot sowie das Wort *Slask* nur von Fußballinteressierten sofort richtig interpretiert. Die Mitteilung „ACAB“ steht für „All Cops Are Bastards“ und stammt aus der Punk- und Skinkultur (Abb. 2; 3) und ist Außenstehenden nicht ohne weiteres verständlich. Ähnliches gilt für Abkürzungen wie „ChWM“ (*Chuliganie Wolnego Miasta* = Hooligans der Freien Stadt [Danzig]) (siehe Abb. 5).



Abb. 5: Beschädigtes Wandbild der *Lechia Gdansk-Hooligans* an der Unterführung zur Haltestelle *Startowa* (Ostseite).

Noch deutlicher wird der hermetische Charakter dieser Texte und Bilder in Łódź: Auch hier werden Farbkombinationen zur Bezeichnung der *Firmas* verwendet, allerdings tragen beide Vereine (ŁKS und RTS Widzew) die gleichen Farben – oder fast:

¹⁸ Siehe u.a. Bill Rolston, *Politics and Painting. Murals and Conflict in Northern Ireland*, Rutherford u.a. 1991.

Während das Wappen des RTS rot-weiß-rot gestreift ist, verwenden die *chuliganie*, die sich dem ŁKS verschreiben, weiß-rot-weiß, in manchen Fällen auch die (als Abkürzung der englischen Farbnamen zu lesende) Buchstabenfolge WRW (vgl. Abb. 6). Und so, wie Abkürzungen von Vereinsnamen häufig von der Nennung des Gründungsjahres begleitet sind, reicht in Łódź die Nennung der Jahreszahlen 1908 und 1910. Eine – wieder nur dem Kundigen erkennbare - Besonderheit ist dabei, dass die Nennung der Jahreszahl 1922 eine gezielte Beleidigung der RTS-Anhänger ist: Während diese sich auf einen 1910 gegründeten Vorläuferklub beziehen, insistieren ihre Gegner darauf, der „eigentliche“ Verein sei erst zwölf Jahre später entstanden.¹⁹



Abb. 6: Gebietsmarkierungen und Schmähungen in Łódź.

¹⁹ Siehe den Wikipedia-Artikel [http://pl.wikipedia.org/wiki/Widzew_Łódź_\(piłka_nozna\)](http://pl.wikipedia.org/wiki/Widzew_Łódź_(piłka_nozna)), aufgerufen am 2.7.2013.

Die sich damit andeutende Hermetik – oder Selbstreferentialität – erstreckt sich letztlich auch auf das spektakulärste Motiv von Invektiven: Wie in allen Städten mit zwei Firmen (und übrigens nur dort²⁰) spielen in Łódź jüdische bzw. antisemitische Motive in den gegenseitigen Beleidigungen eine zentrale Rolle. Eine Form der Schmähung des Gegners als jüdisch besteht im Ersetzen oder Umkreisen des mittleren Buchstaben des Vereinsnamens durch einen Davidstern. Eine zweite Form ist die Buchstabenkombination „SZK“, die für *Smierc Żydzewskiej/Żydowsko-Zebrackiej Kurwy* („Tod der Żydzew-/jüdischen Bettler-Hure“) steht, wobei *Żydzewska* eine Zusammenziehung aus *Żydowska* (jüdische) und *Widzew*, dem Heimatstadtteil von RTS, ist. Eine andere mögliche Auflösung, nach gewonnenen Lokalderbys, ist *Slimy Żydom Kondolencje* („Wir senden den Juden unser Beileid“).

Graffiti und andere Motive und Parolen aus diesem Register werden im Allgemeinen als Ausweis eines antisemitischen Rechtsradikalismus der polnischen *chuliganie* gedeutet. Ganz so einfach ist es jedoch nicht: SZK wird besonders gerne von ŁKS-Hooligans verwendet. Zu den Gründern des Vereins gehörten aber auch einige jüdische Unternehmer, was den ŁKS-Hooligans durchaus bewusst ist; laut Burski wurden führende ŁKS-Hools sogar dabei gesehen, wie sie die Gräber der jüdischen Mitgründer pflegten.²¹ In ähnlicher Weise reklamieren die Krakauer *Wisła-Sharks*, ihre Ausfälle (Rufe „In den Ofen, in den Ofen“, als 2008 ein Spieler von Cracovia verletzt vom Platz getragen wird), seien nicht antisemitisch:

„Dummes Volk, dumme Jidden, dumme Polizei, dumme Regierung... Scheiße aber auch... Was für ein Antisemitismus... Fickt Euch... jeder weiß dass es nicht um richtige Juden geht, sondern um diese Püppchen von hinter der Wiese... FICKT DIE JUDEN!! NUR WISŁA!“²²

Diese Äußerung ist offensichtlich durchaus aussagekräftig für das Selbstverständnis der Hooligans: Er hat inzwischen 90 „Gefällt mir“-Klicks erhalten – fast doppelt so viele wie der zweitbeliebteste Kommentar, der den Antisemitismus-Vorwurf „jüdischen Blättern“ zuschreibt, die Polen schlecht aussehen lassen wollten.²³ Dazu

²⁰ Eine Sammlung von etwa 700 Hooligan-Graffiti in Gdansk, Gdynia, Poznan, Wrocław, Łódź, Warschau und Krakau im Frühjahr 2012 ergab jüdische/antisemitische Motive nur in Łódź und Krakau; bekannt ist außerdem, dass sie in Rzeszów (mit zwei Zweitligavereinen) eine große Rolle spielen. Siehe z.B. Antisemitizm bezkarny, bo nieswiadomy, in: Gazeta Rzeszów, 23.12.2020 (http://rzeszow.gazeta.pl/rzeszow/1,34962,8864950,Antysemityzm_bezkarny_bo_nieswiadomy.html).

²¹ Interview mit Jacek Burski. Zum Geschichtsbewusstsein der *chuliganie* siehe Esch, Gewalt.

²² Kommentar von nGhOols, Anfang 2009, zum Video Derby antysemitów.mp4, hochgeladen von CracoTP, 27.11.2008; <http://www.youtube.com/watch?v=025Eb11Vpqs>, aufgerufen am 10.7.2013.

²³ Kommentar von Szymek25, ebenda, mit 49 „Like It“-Klicks am 2.7.2013.

passt auch, dass der durchaus gefeierte Mittelfeldspieler Maor Melikson, der von 2011 bis 2013 bei *Wisła Kraków* spielte, Jude ist und aus Israel stammt.

Vollends ambivalent wird die Situation in Krakau dadurch, dass eine der beiden *Firmas* – die der *Cracovia* – eine Art Stigmaumkehrung betreibt: Dort besteht eine Gruppe, die sich seit etwa 2004/2005 „JudeGang“ nennt und positiven Bezug auf jüdische Elemente der Geschichte des Vereins nimmt.²⁴ So stellt ein Graffiti den Davidstern einem durchgestrichenen fünfzackigen Stern im Kreis (dem Wappen von *Wisła*) mit der Mitteilung: „Unter dem richtigen Stern geboren“ gegenüber.²⁵ Die Freundschaft mit anderen „Judenklubs“ wie Ajax Amsterdam, Tottenham Hotspurs oder auch Makkabi Tel Aviv bedeutet jedoch nicht, die *JudeGang* sei links: Sie hat auch keine Schwierigkeiten damit, das in ganz Europa bei Neonazis beliebte Keltenkreuz zu verwenden.²⁶

Letztlich ist das antisemitische Register eines von mehreren, die zur Beleidigung von Gegnern herangezogen werden – neben ubiquitärer Effeminierung und dem Vorwurf früherer Zusammenarbeit mit der Polizei. Tatsächlich findet keine Zuweisung oder „Genetisierung“ negativer Eigenschaften statt. Burski schreibt, jüdische Motive würden „in ähnlicher Weise wie vulgäre Begriffe benützt, um den Rivalen zu beleidigen und zu diskreditieren.“²⁷ Dies gilt offensichtlich auch, wenn Ankündigungen über das Schicksal des Gegners, die auf den deutschen Massenmord an den Juden anspielen, hinzukommen; der offensichtliche Reiz besteht darin, sich möglichst aggressiv gegen alles abzugrenzen, was im heutigen Polen als politisch korrekt gilt.²⁸ Das jüdische ist allerdings das einzige Stigma, das – im Sonderfall Krakau – bislang umgekehrt wurde. Ob dies an einer größeren Eignung des Registers liegt – Juden können harte Kämpfer und Hooligans sein, Frauen und Polizisten nicht – oder an seiner symbolischen Aufladung im öffentlichen Raum, muss noch geklärt werden.

Der Habitus der *chuliganie* ist gegenüber linken Milieus wenig anschlussfähig, wohl aber gegenüber rechten. Möglicherweise liegt dies nicht allein an der latenten Fremdenfeindlichkeit und dem Machismo der Hooligans, sondern darüber hinaus – oder sogar vor allem – an einer viel grundsätzlicheren Inkompatibilität zwischen dem Weltbild der Hooligans und dem der meisten Anhänger der Zivilgesellschaft und Linken: Selbstverständnis und Praxis der Hooligans sind in hohem Maße loka-

²⁴ Siehe hierzu vorläufig Esch, Gewalt.

²⁵ <http://www.wikipasy.pl/Zydzi>, aufgerufen am 9.7.2013.

²⁶ <http://www.wikipasy.pl/images/d/d7/Szalik-102.jpg>, aufgerufen am 5.7.2013.

²⁷ Burski, No one likes us. Anders etwa Andreas Prokopf, Fußballhooligans in Polen zwischen Papsttreue und Antisemitismus, in: Dittmar Dahlmann u.a. (Hrsg.), Überall ist der Ball rund – Die Zweite Halbzeit, Essen 2008, S. 115-125.

²⁸ So auch die Auffassung des Historikers Andrzej Chwalba, Interview am 13.10.2011.

lisiert und damit partikularistisch, während die Linke – ebenso wie der moderne Staat, dessen uniformierte Repräsentation den Hauptgegner aller Hooligans stellt – in ihrer Mehrheit universalistisch ist. Sowohl linke Subkultur als auch Hooligans reagieren auf ein Gefühl der Entfremdung²⁹, aber in entgegengesetzten Registern. Im Gegensatz zur zivilgesellschaftlichen Abstraktion ist das *chuliganstwo* vor allem eine Soziokultur der historisierten Unmittelbarkeit: Sie schafft eine an das Viertel im engeren Sinne, an eine Gemeinsamkeit der Lebenswelt gebundene (weitgehend männliche) Gemeinschaft, deren Werte an Tradition (Geschichte des Klubs, nationale Geschichte) gebunden und aus ihr abgeleitet werden. Der in Polen – wie auch sonst in Europa – manifeste Antikommunismus in Verbindung mit dem Phantasma der *zydokomuna* – des „jüdischen Kommunismus“ – erleichtert zusammen mit der Übernahme der Skinhead-Kultur in den 1990er Jahren sicherlich eine rechte Mobilisierung. Tatsächlich werben auch in Polen neonazistische Aktivisten in der Hooligan-Szene; Verbindungen zwischen *chuliganie* und faschistischen Organisationen wie den *Małopolscy Patrioci* oder der *Inicjatywa Narodowa 14* sind leicht auffindbar.³⁰ Da, wo diese Mobilisierung – die als Politisierung letztlich einer Zivilisierung gleichkommt – gelingt, führt sie nicht etwa zu einer Eingrenzung, sondern zu einer Entgrenzung von Gewalt insofern, als nun Außenstehende – insbesondere Migranten – Opfer von Angriffen werden.³¹

Dies ändert nichts daran, dass generalisiertes politisches Engagement und *chuliganstwo* sich letztlich widersprechen: Die Lokalisierung des Hooligan-Milieus ist so groß, dass Hauptgegner – neben der Polizei – immer die gegnerische *Firma* ist. Genau dieser Umstand setzt auch der dauerhaften Mobilisierung von Hooligans durch rechte Gruppierungen gewisse Grenzen. Dies wird deutlich, wenn neonazistische Prediger in der Wüste der Hooligan-Videos auf YouTube vergeblich dazu aufrufen, die Konflikte untereinander (die ja den Kern des *chuliganstwo* bilden) beizulegen.³²

In ihrem Kern sind die Äußerungsformen der *chuliganie* – bei aller Transnationalität der kulturellen Mittel – hermetisch: Graffiti als urbane Texte richten sich in ihrer Kodierung in erster Linie an andere Hooligans. Ebenso richtet sich die ‘klassische’ Gewalt der Hooligans – im Unterschied zu ihren Vorläufern im frühen 20. Jahrhundert – gegen ihresgleichen, nicht gegen die VIP-Tribüne. Beide sind Kom-

²⁹ So auch Piotrowski, Soccer Hooliganism.

³⁰ Próba opisu środowiska kibiców piłkarskich, in: http://inicjatywa14.net/index.php?option=com_content&view=article&id=333:proba-opisu-rodowiska-kibicow-pikarskich&catid=47:ze-stadionu&Itemid=70, aufgerufen am 4.7.2013.

³¹ Siehe hierzu Esch, Gewalt.

³² So etwa bekaes83, Kommentar zu Hooligans Polonais – Polscy Chuligani (Tak jest i tak ma byc!), hochgeladen von Czuje am 1.8.2010, <http://www.youtube.com/watch?v=RW9CR5onNV8>, aufgerufen am 11.7.2013.

munikationsformen *innerhalb* der Subkultur, und nur in diesem Sinne sind sie begleitet von einer Strukturierung des urbanen Raums in eigene, gegnerische und umstrittene Gebiete. Auf gewisse Weise stellen sie der modernen Entortung³³ eine Wiederverortung gegenüber, die sich in ihrer Ikonografie sowohl historisierender als auch zeitgenössischer Motive und Typografien bedient, aber nur innerhalb des eigenen Milieus relevant ist.

Wenn wir von hier aus zurückkehren zur Frage der Formen und Funktionen urbaner Gewalt, lässt sich die Hypothese aufstellen, dass es sich mit der Gewalthaftigkeit der *chuliganie* letztlich ganz ähnlich verhält: Sie ist selbstreferentiell, beschränkt auf ein bestimmtes, eingegrenztes adoleszentes Milieu, wenn sie nicht durch eine universalistische Lesart quasi zur Positionierung im öffentlichen Raum gezwungen wird. Ein Anschluss an traditionellen Hooliganismus findet statt, wenn – wie während der Prager Konferenz, auf die dieser Beitrag zurückgeht – Fans von Feyenoord Rotterdam vor dem Spiel gegen Sparta Prag den *Staroměstské náměstí* in durchaus provokanter Weise für privates Kicken mit hohen Schüssen nutzen, die bewusst Unbeteiligte treffen können.³⁴ Sie ist aber auch hier allenfalls als situative Aneignung, nicht als Kommunikation eines politischen Akteurs gemeint.³⁵ Ihr Kommunikationscharakter bezieht sich auf einen „privaten politischen Raum“, wie ihn Alf Lüdtke für das Arbeitermilieu ausgemacht hat³⁶, einen parallelen, partikularistischen Raum, der freilich in Relation zu benachbarten Milieus und zum abstrahierten öffentlichen Raum steht.³⁷ Dies gilt auch für die mögliche Politisierung nach rechts, die auf universalistische Zumutungen in einer Weise reagiert, die in den zentralen Werten des *chuliganstwo* – Lokalität, Männlichkeit, Mut, Kraft – angelegt ist, aber auch als Stigmaumkehrung in einer Situation zu lesen ist, in der der „Ritter mit Schal“³⁸ als letzter adoleszenter Rebell erscheint.

**PD Dr. Michael G. Esch, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, GWZO Leipzig,
michael.esch@uni-leipzig.de
Abbildungsnachweis: Fotos M.G.Esch**

³³ Vgl. hierzu vor allem Marc Augé, *Nicht-Orte*, München 2010.

³⁴ Eigene Beobachtung am 30.8.2012, 12h50. Prag gewann das Spiel mit 2:0.

³⁵ Vgl. Heinz-Gerhard Haupt, *Gewalt und Politik im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2012.

³⁶ Alf Lüdtke, *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993, v.a. S. 390-394, 409f.

³⁷ Zum Konzept paralleler Aneignungen und Nutzungen städtischer Räume: Michael G. Esch, *Parallele Gesellschaften und soziale Räume. Osteuropäische Einwanderer in Paris 1880-1940*, Frankfurt/M. 2012.

³⁸ Tomasz Milcarz, *Rycerze w Szalikach. Subkultura chuliganów piłkarskich w swietle koncepcji Ericha Fromma*, Szczecin 2006.

Police Violence and Videotapes: Changing Dynamics of Police-Public Encounters in the Public Space

Violence is concrete, but its meaning and interpretations are ambiguous and contested; it needs to be understood not simply as physical blows, but also in terms of its cultural meaning.¹ Violent encounters which involve the police carry very specific significance, often with politicised implications: not only are police defined by law as defenders of the public order and hold a monopoly of legitimate violence, but also it is generally the police who define what constitutes 'legitimate' violence in any particular situation.² Conversely, violence against the police from members of the public (most often protesters, late-night users of the public space, youth, and people living at the margins of society) constitutes a criminal offense in most countries. Moreover, after violent incidents, police enjoy great scope for imposing their version of events as the official truth, while civilians often complain of great difficulties in having their side of the story heard by the police and the courts.³

This asymmetrical relationship not only affects the dynamics during police-public confrontations, but also influences subsequent justification of violence on both sides. Even in cases where people have been seriously injured or killed, there is still plenty of scope for police to describe their use of force in such terms that it removes responsibility from them. Yet, members of the public are not just passive victims; they protest and sometimes seek to shape interpretations of violent encounters to their own advantage.

¹ David Riches, *The Phenomenon of Violence*, in: David Riches (ed.), *The Anthropology of Violence*, London 1986, pp. 9-21; Pieter Spierenburg, *A History of Murder*, Cambridge 2008; Robert Munchembled, *Une histoire de la violence*, Seuil 2008; see also Richard McMahon/Joachim Eibach/Randolph Roth (eds.), *Making Sense of Violence*, in: *Crime, Histoire & Sociétés*, 17:2, 2013.

² Jerome Skolnick/James Fyfe, *Above the Law: Police and the Excessive Use of Force*, New York 1993; Carl Klockars, *A Theory of Excessive Force and its Control*, in: William Geller/Hans Toch (eds.), *Understanding and Controlling Police Abuse of Violence*, New Haven 1996, pp. 1-22; Carroll Seron/Joseph Pereira/Jean Kovath, *Judging Police Misconduct. "Street-Level" versus Professional Policing*, in: *Law & Society Review*, 38:4, 2004, p. 605.

³ Samuel Walker, *Police Accountability: The Role of Citizens' Oversight*, Belmont 2001; Gareth Smith, *Why Don't More People Complain against the Police?* in: *European Journal of Criminology*, 6:3, 2009, pp. 249-266.

The ambiguity of violent encounters provides considerable scope for the public as well as for the police to construct narratives, justifications and allegations to suit their particular agenda. Yet, in recent years the increasing availability of audio-video recording equipment in the public space as well as the rise of the internet have fundamentally altered the power relationship and dynamics between police and public. Although police still occupy the stronger position, their scope for defining 'what happened' during violent encounters has been severely restricted by these new technologies. So how does the incessant video-recording impact on police control of 'knowledge' and on the interpretation of violent encounters? And to what extent do police and public adapt their behaviour for the cameras? Who is monitoring whom in the modern public panopticon?

Some authors have argued that state control of violence in contemporary Western democracies has declined in the face of terrorism, school shootings and other forms of violence.⁴ This article observes the ubiquitous recording of the public space outside police control as another challenge to the state's control of 'legitimate' force.

If violence is a communicative act, then violence between police and public is a communication of a very specific nature. Such encounters can be analysed at two levels: We can study the concrete acts and the dynamics of escalating tension in order to understand how a situation – starting with verbal exchange and non-violent gestures – develops into an exchange of blows. Alternatively, we can analyse how, after the event, the police and their opponents assess the appropriateness and proportionality of police coercion in the particular context. Importantly, the general public is a third participant in this communication. 'Public opinion' plays a crucial role in defining what constitutes 'legitimate' police coercion as well as 'legitimate' defence by civilians when subjected to disproportionate – and therefore illegitimate – police violence. This raises some interesting questions about the context in which the police and their opponents construct their narratives, their allegations and justifications after the event. In which ways are these designed to win the sympathy of the general public in competition for the moral high-ground?

While violence can be a resource⁵, police have become more vulnerable to accusations of excessive, unjustifiable and potentially unlawful use of force, as Western cultures have become increasingly intolerant of violence since the 19th century.⁶ Ex-

⁴ Heinz-Gerhard Haupt etc., Control of Violence. A View on the Concept of Control, in: ZIF Mitteilungen, 3/2008, pp. 4-13.

⁵ Haupt etc., p. 13; Peter Becker etc., Bescheidenes Wissen - unbescheidene Ansprüche. Neurowissenschaft und Gewaltforschung - Ambivalenzen einer neu entstehenden Kontrollregimes. Eine Analyse aus sozialwissenschaftlicher und historischer Sicht, in: ZIF Mitteilungen, 4/2008, pp. 5-18.

⁶ Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation, München 1969; Steven Pinker, The Better Angels of Our

cessive coercion undermines police legitimacy, and violence by individual policemen reflects on the entire force. During the late 20th century this trend was exacerbated by ever-rising expectations of police behaving with professional calm and restraint both in their verbal engagement with the public and in their use of coercion. Failure to act appropriately sparks public outcry, places senior police authorities in awkward situations, and sometimes has consequences for the career of the individual police officer.

The economy of scandal: Construction of victimhood or giving police the benefit of the doubt

As violent encounters are often ambiguous, this creates a lot of space for both the police and their opponents to construct narratives, justifications and allegations that suit their particular agenda. The interest of the police is to remain free from responsibility. Conversely, police-critics often structure their allegations to appeal to the suspicion of the police operating with disproportionate violence and outside the law. Presented with incompatible and unverifiable accounts, the general public either has to give the police the benefit of the doubt, or to accept a narrative of the police operating with boundless violence and beyond accountability.

One example of politicised competition for the moral high-ground and construction of victimhood to undermine the legitimacy of the police was the death of Alfred Linnell in 1887. Having sustained a serious fracture of his hipbone during major demonstrations at Trafalgar Square in November 1887, he died of septicaemia a fortnight later. Whether his injury was caused by police violence or a stampede got lost in the politicised claims and counter-claims between the London Metropolitan police and the left-wing opposition.⁷ At the coroner's inquest, Linnell's family and medical staff from Charing Cross Hospital all testified that, before his death, he described the injury as caused by an accident.⁸ This became the official version of events.

Within a few days of his death, the left-wing press turned Linnell into a "martyr of police violence", and their accounts of the case were increasingly shaped to fit a narrative about boundless police violence and official denial and cover-up. According to this version of events, Linnell had been knocked over by a police horse and trampled upon. This also gave the press occasion to complain that the mounted police did not wear numbers on their uniform and could therefore not be individually identified. The newly established 'Law and Liberty League', whose members

Nature, London 2011. Similarly the proliferation of police codes of ethics during the 1990s.

⁷ Led by The Pall Mall Gazette and Reynolds Newspaper, supported by The Manchester Times, The Manchester Guardian, The Leeds Mercury and Freeman's Journal (Dublin).

⁸ Death of one of the Injured, in: Reynolds, 06/12/1887; The Inquest on Linnell, in: Daily News, 13/12/1887; The Death of Linnell, in: The Morning Post, 31/12/1887.

included a broad section of left-liberals, socialists and radicals of all stripes, organised and paid for Linnell's funeral, which was used as a major demonstration against police violence. The official explanation of accidental death was dismissed as based upon manipulated evidence and the police influencing the coroner's verdict.⁹

Linnell was the perfect victim for a campaign against police violence. He was not part of the demonstration, but a simple bystander with no connections to any political faction. He could therefore not be described by the police as a legitimate target. Moreover he was nowhere near any sensitive location. This strengthened the claim that police attacked indiscriminately and without warning. Two other men died from wounds sustained during the same event, yet neither got much notice from the left-wing press. One died three days after Linnell, but is hardly mentioned in the press, probably because the radical press was preoccupied with constructing Linnell's martyrdom. Another demonstrator died on 8 January 1888, but because he had been arrested for violent assault on the police,¹⁰ he was less useful to promote as an innocent victim and "martyr of police violence".

While the death of Alfred Linnell may have been accidental, there can be no doubt that many others were seriously injured during the Trafalgar Square demonstrations due to excessive police force. Nevertheless, the Metropolitan Police categorically denied any undue use of force and blamed all injuries on violence by protesters. The Linnell case reflects the dynamics that characterise allegations of police violence throughout the 19th and 20th centuries. While conflicting accounts may be due to genuinely different 'knowledge', there is also reason to suspect deliberate manipulation, on the side of both the police and their opponents.¹¹ As concrete evidence could rarely be established, any allegation was as plausible as the next.

Yet, being caught in blatant lies and manipulation did not have the same implications for the two parties. Radical political groups had limited credibility to lose even if their account of events was later shown to be entirely constructed to fit their political agenda. Conversely, if it could be proved that the Metropolitan police engaged in deliberate distortions and suppression of evidence, this would have had serious implications for the trustworthiness of the organisation and ultimately undermine its authority and legitimacy.

⁹ The Victim of Police brutality, in: Reynolds, 10/12/1887; If Cain had been a policeman, in: Pall Mall, 13/12/1887; Killed by the Police, in: Pall Mall, 14/12/1887; The Reported Death from Police Violence, in: Lancaster Gazette, 14/12/1887; Annie Besant, *The Story of Trafalgar Square, 1887-1888*, in: *Our Corner*, April 1888, p. 224.

¹⁰ Inquest held yesterday, in *Morning Post*, 17/01/1888; Law versus Justice, in: Reynolds, 22/01/1888.

¹¹ Waddington/Wright (p. 483) talk about "a swearing contest of allegation and denial". See also Skolnick/Fyfe, pp. 89-112.

Scholars on legitimacy have observed that within the vertical trust-relationship between citizens and the state, trust can only exist if a person has reason to believe that public authorities will exercise power within limits that the individual accepts as legitimate.¹² Since its formation in 1829 the Metropolitan police have been dependent on support from the taxpaying citizen. The organisation therefore has carefully cultivated a public image of lawful behaviour, transparency, accountability and trustworthiness. During the 19th century, Bobbies often engaged in illegalities and violence, particularly in poorer areas of London.¹³ Yet those who had limited dealings with the police tended to accept police denials of alleged violence and illegality because official explanations appeared plausible. In contrast, explanations provided by French or German police authorities throughout the 19th century tended to be dismissive, arrogant, and barely credible, even to supporters of law and order.¹⁴ This led to low levels of trustworthiness that haunted French and German policing well into the 20th century. If trust in the police has declined in Britain since the 1980s,¹⁵ this is not least due to repeated incidents where police explanations have been shown to be manipulated. This has undermined the trustworthiness of the police, and removed the grounds for the general public to give police the benefit of the doubt.

The decline in trust in the British police is to a great extent linked to an increasing number of incidents being captured on camera. Until the 1980s police still enjoyed considerable scope for shaping the official version of ‘what happened’ by deciding where people were allowed to film. Equipment was bulky, heavy and difficult to conceal, and footage could be confiscated or destroyed. If incriminating film footage appeared in the media it was often of dubious quality and taken from only one angle. Police authorities could plausibly argue that what appeared on the recor-

¹² David Beetham, *The Legitimacy of Power*, London, 1991; Tom Tyler/Yuen Huo, *Trust in the Law. Encouraging Public Cooperation with the Police and Courts*, New York, 2002; Ute Frevert, *Vertrauen – eine historische Spurensuche*, in: Ute Frevert (ed.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003, pp. 20-35; Ben Bradford/Jonathan Jackson, *Public Trust and Police Legitimacy in Great Britain*, 2011, http://eprints.lse.ac.uk/33155/1/La_Vie_des_idees_-_final_english.pdf.

¹³ Clive Emsley, *The Thump of Wood on a Swede Turnip*, in: *Criminal Justice History*, 6/1985, pp. 125-149; in: *Hard Men*, London 2005, Chapters 8 & 9.

¹⁴ Jean-Marc Berlière/René Lévy, *Histoire des polices en France*, Paris 2011; Malcom Anderson, *In Thrall to Political Change*, Oxford 2011; Albrecht Funk, *Polizei und Rechtsstaat*, Frankfurt 1986; Anja Johansen, *Keeping up appearances. Police Rhetoric, Public Trust and ‘Police Scandal’ in London and Berlin, 1880-1914*, in: *Crime, History & Societies*, 15:1, 2011, pp. 59-83.

¹⁵ P.A.J. Waddington/Martin Wright, *Police Use of Force*, in: Tim Newburn (ed.), *Handbook of Policing*, Cullompton 2010, p. 483.

ding was not an accurate reflection of what happened, and was out of context. Public attention would eventually be distracted and the footage would no longer appear in the news. Since the 1990s, ubiquitous video and sound recordings have fundamentally altered the context in which violent encounters between police and public take place. With the availability of small hand-held recording equipment and the internet, the police lost much of their previous control over the official version of events. Conversely it also restricted the ability of members of the public to make dubious claims about police violence.

The frequent recordings have given the general public a more direct role in judging the appropriateness and legitimacy of provocations and violence on both sides. Whereas third parties were previously limited to assessing which account they found most plausible, they now often have access to seeing the incident repeatedly – sometimes in great details and slow-motion – and make judgements about what they are observing. Anyone can now become an eyewitness of a filmed event, independent of any temporal or spatial constraints. The general public has thereby become the audience to which both the police and their opponents are consciously playing *during* as well as *after* the encounter. Even when unaware whether or not an incident is being filmed, both parties know that there is a risk that unsavoury words or acts might be recorded.

A Changing Landscape of Police-Public Relations

On 1 April 2009, a newspaper seller, Ian Tomlinson, died during demonstrations in London. The cases of Linnell and Tomlinson illustrate strong continuities in the strategies of police justifications. But the case of Tomlinson also shows some completely new patterns because of multiple video-recordings of the incident. Like Linnell, Tomlinson was not part of the demonstrations, but was simply trying to get home from his workplace. A few hours after Tomlinson's death the Metropolitan police issued a statement declaring that he had acted violently against the police. This was later changed to Tomlinson being attacked by protesters, while police tried to protect him, and protesters preventing paramedics from reaching him in time after he collapsed.¹⁶ Yet, within a few days, pictures and video-clips began to appear in the press, notably in *The Guardian* newspaper, with witness accounts that Tomlinson had been pushed by a policeman shortly before his collapse. When the first video-clip of that incident appeared on 7 April the original police explanations became untenable.

¹⁶ Ian Tomlinson, Key evidence that police withheld from coroner, IPCC and family, in: *Guardian*, 09/05/2011.

As the case gathered momentum, more people came forward with recordings where Tomlinson incidentally appeared in the frame while people were filming for other purposes. This allowed his movements to be reconstructed in great detail before, during and after the violent encounter with a policeman. These showed Tomlinson, who was walking away from the police with both hands in his pockets, being vigorously pushed from behind by a policeman which caused him to fall to the ground. Tomlinson was then seen sitting on the pavement, arguing with the policeman who pushed him, before being helped to his feet by passers-by and walking on. A few minutes later, he collapsed and died within a few hours.

The Metropolitan police also maintained that the policeman who pushed Tomlinson could not be identified as he was wearing riot-gear with no visible number. However, it later transpired that several police officers had already told their superiors by 3 April that they had witnessed a colleague pushing Tomlinson. By 9 April a PC Harwood was suspended. He was later acquitted of manslaughter, as it could not be established that Tomlinson's death was directly caused by the violent push. Yet, without the video recordings PC Harwood would probably not have been publicly identified. Instead, the original police explanation that Tomlinson attacked the police would most likely have become the official version of events, with police denying claims of any police attack on him.

As the British public watched the incident on YouTube, from many angles, in close-up and in slow-motion, three factors particularly harmed trust in the police. First there was the evidence of a malicious and unprovoked attack by a policeman against a man walking away with both hands in his pockets. This was exacerbated by the attempts by the Metropolitan police at every stage to blame Tomlinson, blame the protesters, and obstruct the establishment of facts about the incident. Furthermore, it was revealed that PC Harwood had ten previous complaints cases for violence and professional misconduct over ten years, in which several police forces had failed to take appropriate action. Just as Tomlinson was the perfect victim, PC Harwood turned out to be the perfect villain.¹⁷

The Tomlinson case shows the extent to which police have lost control over the establishment of the official 'truth'. Yet, importantly, the video footage also showed that the violence was not linked to any overall police strategy, but was the act of an individual policeman, whose behaviour was disapproved of by several of his colleagues, who were willing to denounce him to their superior. Any claim that all police officers acted violently thereby became equally unsustainable.

¹⁷ Tomlinson Case, Met police tried to hide PC Harwood's disciplinary record, in: Guardian 22/07/2012.

The public panopticon: everybody watching everybody

Scholars working on police surveillance often refer to the Foucauldian concept of the panopticon to describe the relationship between police and civilians.¹⁸ Yet, as Dupont rightly observes, this image only works where the police control the surveillance.¹⁹ Increasingly surveillance goes in both directions, and involves complex dynamics of mutual surveillance, or 'counter-surveillance', where the public also watches the police and uses technology to protect themselves against police malpractice.²⁰

It is increasingly becoming the norm at demonstrations that both police and protesters film copiously. For the police this serves several purposes: to identify demonstrators; to provide evidence in case of prosecution of individual protesters; to protect police officers against wrongful accusations of violence, and to operate subtle forms of intimidation. For the protesters the filming serves both as evidence of disproportionate or illegal police acts and as counter-evidence in case of prosecution against protesters. It also provides information to be shared with other protest groups to identify plain cloth police officers acting as *agents provocateurs*.

The internet has further undermined police control over 'what happened' and has eliminated dependency on the public media for dissemination. Easy communication in cyber-space has helped to rebalance slightly the inherently asymmetrical power relationship between police and public. On the internet, evidence which authorities may have excluded from the official account of 'what happened' can be made permanently available for anyone to see. The internet also allows for coordination of recordings by many different individuals to form a body of evidence. The loss of police control and the empowerment of protesters increasingly forces police to admit and take institutional responsibility for violent acts that cannot be explained away.

Effectiveness of video-recordings

The awareness of the risk of being filmed has led some policemen to think twice before acting in manners that would be difficult to justify afterwards, which Wad-

¹⁸ Richard Ericson/Kevin Haggerty, *Policing the Risk Society*, Oxford 1997; Christopher A. Williams, *Police filming English streets in 1935. The limits of mediated identification*, in: Tim Newburn/Stephanie Hayman (eds.), *Surveillance and Society*, 6:1, 2009, pp. 3-9; Waddington/Wright, p. 485.

¹⁹ Benoît Dupont, *Hacking the Panopticon: Distributed Online Surveillance and Resistance*, in: Matthieu Deflem (ed.), *Surveillance and governance: Crime Control and Beyond*, Bingley 2008, pp. 257-278.

²⁰ Newburn/Hayman, pp. 154-157; Benjamin Goold, *CCTV and Policing*, Oxford 2004, p. 179.

dington and Wright have termed a “culture of caution”.²¹ Yet some scholars question the effectiveness of counter-surveillance in holding the police to account and in changing police behaviour and practices.²² The oft-cited example is the beating of Rodney King in 1991 by a group of police officers from the LAPD. The brutality against King was not unusual for the LAPD, but it was the first incident of police violence by LAPD to be captured on camera. Yet despite being highly mediated and sparking widespread consternation and major riots, it did little to change police behaviour or attitudes among LAPD police officers.²³ Moreover, scholars observe that police may develop techniques for inflicting pain without it appearing from a distance to be a violent act, or may be able to tamper with evidence so incriminating CCTV footage is destroyed or goes missing.²⁴ Yet this is true only if the police control the cameras or are capable of persuading or intimidating the CCTV operators into cooperation. In the Ian Tomlinson case most recordings were beyond police influence.

Whether video recordings affect police behaviour depends on two additional factors. First, it depends on whether claims not to use excessive violence or engage in illegal practices constitute a key element in the legitimising rhetoric of the police force. Conversely, if the legitimacy of a police force rests primarily on promises of effectiveness in fighting criminals or terrorists by whatever means, then the filming of excessive violence and even illegal practices impacts less on police legitimacy. The police officers from the LAPD who brutalised Rodney King not only assumed that detection was highly unlikely, but even after the video-recording was shown on television, they were confident that it would have no consequences for them because violence against a convicted criminal like King was – if not strictly legal – nevertheless widely regarded as justified, even banal.²⁵ If moderate behaviour is not central to the trust relationship between police and the public, there is limited trustworthiness to be lost by being caught in excessive violence.

Secondly, filmed evidence only has an effect if the general public can be outraged and mobilised in the particular context. Rodney King, as a black youth and a convicted bank-robber on parole, was not a perfect “martyr of police violence” to the white majority, although the incident sparked widespread consternation within

²¹ Waddington/Wright, p. 482.

²² Gould, chapter 7; Roy Coleman/Michael McCahill, *Surveillance and Crime*, London 2011, pp. 152, 164-166.

²³ Skolnick/Fyfe, pp. 1-14; Torin Monahan, *Surveillance and Security*, New York, 2006, p. 528; Coleman/McCahill, p. 154.

²⁴ Gary Marx, *A Tack in the shoe and taking off the shoe: neutralising and counter-neutralising dynamics*, in: *Surveillance and Society*, 6:3, 2009, pp. 294-306; Coleman/McCahill, pp. 146, 152-154, 164.

²⁵ Skolnick/Fyfe, pp. 7-8.

black communities. By contrast, the outrage over the attack on Tomlinson was strongly facilitated by the video-recordings showing him as “innocent victim”: a small man being maliciously attacked from behind without provocation by a large policeman in full riot gear. The actions by PC Harwood were incompatible both with the legitimising rhetoric by the London Metropolitan and prevailing notions among the British public of what constitutes legitimate use of police coercion. Not only did Harwood’s attack on Tomlinson break the trust relationship with the public, but also the subsequent handling of the case by the Metropolitan police undermined the trustworthiness of the police organisation.

Conclusion: Loss of State Control leading to Reduction in Violence?

Most studies concerned with the historical development of violence in Europe since the early-modern era tend to agree that state monopoly of legitimate violence has helped to reduce overall levels of violence. While this article suggests that the police have lost control over the interpretation of what constitutes ‘legitimate’ violence, it remains unclear whether the greater ability by both police and the public to document violent encounters will lead to a reduction in overall levels of violence.

The phenomenon of protesters going on the rampage for the benefit of the television cameras may continue.²⁶ Nevertheless the high detection and conviction rate after the London riots of 2011 highlights the increased risk of being identified on video and CCTV.²⁷ The constant risk of excessive police behaviour being caught on camera is likely to have a dampening effect: police officers are aware that their professional conduct might at any moment be available for all to see on the internet. Whether or not the recordings of extreme police behaviour affects the legitimacy and trust relationship between police and public depends on whether the general public accepts police violence as ‘legitimate in the context’. Only time will tell how police and public will develop non-physical forms of communicating their conflicts in ways that are designed to appeal to the sympathy of the general public, who might just be watching.

Dr. Anja Johansen, University of Dundee, a.m.johansen@dundee.ac.uk

²⁶ Amélie Blom, The 2006 Anti-‘Danish Cartoons’ Riots in Lahore. Outrage and the Emotional Landscape of Pakistani Politics, in: South Asia Multidisciplinary Academic Journal, 2/2008. Online: <http://samarj.revues.org/1652>.

²⁷ England riots one year on: Culprits jailed for 1,800 years, BBC News, 06/08/2012, <http://www.bbc.co.uk/news/uk-england-london-19111720>. UK Riots: Hundreds of Alleged Offenders still facing trial, in: Guardian, 03/05/2012.

**Verlustgeschichten als Gesellschaftsdiagnose.
Ein Klassiker der raumbezogenen
Stadtforschung wiedergelesen:
Oscar Newman, Defensible space.
Crime prevention through urban design,
New York 1972, ISBN 0-85139-136-2**

Das hier vorzustellende Buch ist ein moderner 'Klassiker', der in den 1970/80er Jahren in den USA und in Westeuropa Debatten um städtische Gewalt nachhaltig geprägt hat und deshalb in diesem Themenheft zur erneuten Lektüre empfohlen werden soll. Dies gilt umso mehr, als es auch wichtige Anstöße lieferte, um über das Ineinandergreifen von Raum und (Gewalt)Kriminalität nachzudenken; wemgleich das Buch zwar oft zitiert, aber nicht immer auch gelesen wurde.¹

Rahmenbedingungen

Die konsumgesellschaftlich geprägte Wachstumsphase nach dem Zweiten Weltkrieg generierte neben Wohlstand auch Irritationen und Verlustängste. Gegenüber den seit dem 19. Jahrhundert bekannten Verfallsszenarien hatten sich inzwischen jedoch die Perspektiven von den Unterschichtenvierteln auf ‚normale‘ Stadtviertel verschoben. Diese Krisendiskurse finden sich in den USA und - mit zeitlicher Verzögerung und durch die Ideen aus den USA beeinflusst - auch in Westeuropa.² New-

¹ Vgl. zur zeitgenössischen Rezeption Rob I. Mawby, Defensible Space: A theoretical and empirical appraisal, in: Urban Studies H. 14/1977, S. 169–179; Bundeskriminalamt (Hrsg.), Städtebau und Kriminalität. Referate. Internationales Symposium im Bundeskriminalamt, 11. - 13. Dezember 1978, Wiesbaden 1979; Klaus Rolinski, Wohnhausarchitektur und Kriminalität, Wiesbaden 1980; sowie zur aktuellen Debatte um Ordnung in der Stadt das Symposium in: British Journal of Sociology 60:1, 2009.

² Vgl. ausführlicher Klaus Weinbauer, Kriminalität in europäischen Hochhausvierteln: Vergleichende und transnationale Perspektiven, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte H. 1/2013, S. 35-47; fer-

mans Buch ist ein wichtiges Beispiel für diese transatlantischen Transfers. Seine zeitgenössische Attraktivität speiste sich aus vier Faktoren. Auf allgemeiner Ebene waren Newmans Überlegungen, erstens, sehr anschlussfähig für die auch in europäischen Kontexten präsenten Verlusterzählungen städtischer Entwicklung. Diese „Gesellschaftsanalysen“ beklagten den Zerfall einst klar umrissener gesellschaftlicher Normen, die Erosion homogener ländlich-kleinstädtischer Lebenswelten sowie die Zunahme der Kriminalität. Bis in die 1980er Jahre, als durch die Wirtschaftskrise andere städtische Probleme in den Vordergrund rückten (Stichwort: Urban Underclass), befand sich Newman aber ebenso in den USA mit diesem Bild durchaus in guter Gesellschaft: Auch Jane Jacobs Kritik der Folgen städtischer Planung idealisierte homogene weiße Arbeiterviertel. George L. Kelling und James Q. Wilson schätzten die Werte immobiler lokaler Gemeinschaften und ihrer informellen Meinungsführer; sie traten dafür ein, die urbane ‚Unordentlichkeit‘, die sich in zahlreichen „Broken Windows“ zeige, durch gemeindenaher Polizeiarbeit zu bekämpfen.

Die wenigen Kritiker, die sich gegen diese romantisierende und homogenisierende Sicht auf vergangenes wie gegenwärtiges (klein-)städtisches Zusammenleben wandten, blieben Randphänomene.³ So sprach Richard Sennett hier auf Grundlage seiner historischen Forschungen von einem „myth of the purified community“.⁴ Zweitens thematisierte Newman ein weiteres zeitgenössisch wichtiges Problem: Wie lässt sich Kriminalität im Spannungsfeld zwischen staatlichem Gewaltmonopol und zivilgesellschaftlichem Engagement am besten bekämpfen? Drittens schien sein Buch probate Antworten auf ein spezielles zeitgenössisches Problem bereitzuhalten: auf die Kriminalität und Gewalt in Hochhauswohnsiedlungen. Gleichzeitig skizzierte er, für Praktiker sehr wichtig, auch konkrete Möglichkeiten, die von ihm benannten Probleme zu lösen, vor allem durch bauliche und technische Maßnahmen. Viertens zeigte er, wie das schlechte Image einer Wohnanlage auf das Verhalten ihrer Bewohnerschaft zurückwirken kann.

ner Christiane Reinecke, Auf dem Weg zu einer neuen sozialen Frage? Ghettoisierung und Segregation als Teil der Krisensemantik der 1970er Jahre, in: ebd. 2/2012, S. 110-131; Prashan Ranasinghe, Jane Jacobs' framing of public disorder and its relation to the ‚broken windows‘ theory, in: Theoretical Criminology 16:1, 2012, S. 63-84.

³ Vgl. Jane Jacobs, *The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961; 2011 erschien eine Ausgabe zum 50. Jubiläum mit einer neuen Einleitung von Jason Epstein; George L. Kelling/James Q. Wilson, *Broken Windows. The police and neighborhood safety*, in: *The Atlantic*, März 1982, Nr. 249, S. 29-38; Richard Sennett, *The Uses of Disorder. Personal Identity and City Life*, New Haven 1970 (Zitat S. 27).

⁴

Kernbezugspunkt für Newmans Überlegungen ist die als steigend interpretierte Kriminalität in New York, wie sie 1969/70 in einem Forschungsprojekt der New Yorker Universität (NYU) untersucht wurde. Die meisten seiner Beispiele beziehen sich denn auch auf New York. Sein Buch umfasst acht Kapitel. In den ersten beiden re-sumiert er seine Beobachtungen zu moralischen und normativen Defiziten des aktuellen Stadtlebens und formuliert sein Konzept, das diesen Missständen entgegenwirken soll. Zudem werden im zweiten Kapitel Fallstudien zu zwei New Yorker Hochhauswohnanlagen präsentiert: Brownsville (drei bis sechs Stockwerke) und Van Dyke (mehr als sechs Stockwerke). In den Kapiteln drei bis fünf wird diskutiert, durch welche Maßnahmen die eingangs konstatierten Probleme zu bekämpfen sind. Hier versucht Newman zu zeigen, wie das physische Design Bewohner bei der Kontrolle ihrer Umwelt unterstützen kann. Kapitel sechs stellt verschiedene gerade fertig gestellte Hochhauswohnanlagen vor. Kapitel sieben diskutiert, wie zukünftig mehr ‚Defensible Spaces‘ in Wohnblocks geschaffen werden könnten, während der Autor im achten Kapitel seine Beobachtungen nochmals zusammenfasst.

Gleich zu Beginn seines Buchs konstatiert Newman, dass auf den Straßen zwischen den Hochhauswohnblocks kaum Fußgänger oder Fahrzeugverkehr zu finden seien; die Ursache sieht er in der Unübersichtlichkeit dieses Terrains. Zum einen, so argumentiert er in Anlehnung an Jane Jacobs, fehle die Sicherheit, die mit der Präsenz und den damit verbundenen Blickkontakten von Fußgängern und Autofahrenden verbunden ist und die mögliche kriminelle Aktivitäten so behindere (25). Zum anderen seien die Hauseingänge oft von den Straßen abgewandt und zum Innenhof hin ausgerichtet; der Bewohner müsse deshalb die öffentliche Straße verlassen „and wind his way through the undefined anonymous grounds of the project“ (25).

Newman zeigt durch die Auswertung zahlreicher New Yorker Kriminalitätsstatistiken, dass in Hochhausblocks mit mehr als sechs Stockwerken bezogen auf die Bewohnerschaft mehr Verbrechen sowohl innerhalb der Gebäude als auch auf den Flächen zwischen den Gebäuden geschehen (29). Zudem beobachtet er stärkere Anonymitätsgefühle in hohen Großblocks ebenso wie Verantwortungslosigkeit und Identitätsverlust. Auch der Polizei werde dort wenig vertraut, und diese arbeite dort weniger gern. All diese Faktoren „conspire to progressively erode any residential faith in the effectiveness of community or official response to crime“ (49). Grundsätzlich betont er jedoch, die hohen Kriminalitätsraten in Hochhauswohnvierteln würden auch von anderen Faktoren als der Gebäudehöhe und der Anordnung der Gebäude beeinflusst. Denn oft wären diese Anlagen in kriminalitätsbelastete Viertel hinein gebaut worden; die Kriminalitätsrate der Hochhäuser spiegelte somit die

Rate der Umgebung. Zudem beeinflusse auch die Bewohnerstruktur der Anlagen die dortige Kriminalität: je mehr ältere Leute und je mehr Teenager in den Hochhäusern wohnen, desto höher sei die Kriminalitätsrate (39).

Ist die Gesamtsituation schon problematisch, so scheinen ihm die Wohnblöcke selber als "the real and final villain" in diesem Setting (25). Fast zwei Fünftel der von ihm ausgewerteten Verbrechen fanden innerhalb der Gebäude statt, zumeist waren es kleine Diebstähle („muggings“) und Einbrüche. Vor allem Aufzüge waren sehr unsicher, gefolgt von Eingangsbereichen, Fluren, Treppenhäusern und Dächern. Ein Grundproblem beschreibt er so: „The interior of project buildings and grounds suffer the unique distinction of being public in nature and yet hidden from public view“ (32). Das Verhalten der Hochhausbewohner wurde aus Newmans Sicht durch das Image der Anlagen mit beeinflusst, denn schon die Innenausstattung der öffentlich zugänglichen Bereiche der Wohnblocks, die antizipierte gewaltsame Zerstörungen minimieren sollte, wirke sich negativ aus. Die Ausstattung sei zwar „vandal-proof and wear-resistant“ (105), durch glasierte Kacheln und durch Lampen aus unzerbrechlichem Plastikmaterial, die grelles Licht spenden. All dies „creates an institutional atmosphere, not unlike that achieved in our worst hospitals and prisons“ (105). Anstatt den Bewohnern eine Umgebung bereitzustellen, auf die sie stolz sein können und die sie gern pflegen, träfen sie auf eine Umgebung „that begs them to test their ability in tearing it down“ (105). So wirke das Image der Hochhäuser auf ihre Bewohnerschaft zurück: „unable to camouflage their identities and adopt the attitudes of private apartment dwellers, they sometimes ... treat their dwellings as prisoners treat the penal institutions in which they are housed“ (107).

Newman entwickelt vier Lösungsansätze, um der Kriminalität in Hochhauswohnanlagen entgegenzuwirken, also einen „defensible Space“ zu schaffen; letzterer "inhibits crime by creating the physical expression of a social fabric that defends itself" (3). Er betont aber, was in der Rezeption oft übersehen wurde, bei diesen Maßnahmen müssten nicht nur die Bewohnerschaft, sondern auch staatliche Stellen und die Bauträger aktiv werden. Zudem stellte Newman schon im Buch selber klar, dass seine Studien nicht so zu lesen seien, also ob „architectural design can have a direct causal effect on social interaction. Architecture operates more in the area of 'influence' than control. It can create a setting conducive to realizing the *potential* of mutual concern. It does not and cannot manipulate people toward these feelings, but rather allows mutually benefiting attitudes to surface“ (207).

Wie sah Newmans Konzept also aus? Es umfasst vor allem bauliche und symbolische Barrieren - speziell die Schaffung von Zonen, die klar die Interessen der Bewohner ausdrücken - sowie verstärkte Überwachungsmaßnahmen. Erstens müss-

ten „perceived zones of territorial influence“ (50) eingerichtet werden, in denen sich die Besitz- und Gestaltungsansprüche der Bewohner ausdrücken; zweitens seien Überwachungsmöglichkeiten nicht-privater Räume durch die Ausrichtung und Ausstattung der Bebauung zu schaffen, etwa durch Fenster zu Hof und Korridoren, aber auch durch Kameras; drittens seien bauliche Maßnahmen zu ergreifen, die einer Stigmatisierung der Hochhäuser entgegenwirken, wobei es zum einen um die Aufweichung der baulichen Isolation gehe, zum anderen aber auch um die Veränderung wichtiger baulicher Details; und schließlich müssten solche Hochhäuser auch in sicheren Vierteln gebaut werden.

Wie Newman in seiner Hauptthese konstatiert, ist eine territoriale Neudefinition („territorial redefinition“, 204f.) der Wohnanlagen durch ihre Bewohner anzustreben. Eine wichtige Grundlage, um dies zu erreichen und zudem gemeinsames Handeln von Nachbarn zu erzeugen, sei die Gestaltung der baulichen Umwelt, die Bewohnern und Fremden signalisiere: „that area is under the undisputed influence of a particular group, that they dictate the activity taking place within it, and who its users are to be“ (3). Die territoriale Neudefinition sowie die physisch dokumentierte Überwachungsmöglichkeit und -bereitschaft ermögliche dem Bürger der gegenwärtigen Gesellschaft „to achieve control of his environment for the activities he wishes to pursue within it – to make him instrumental in curtailing others from destroying his habitat, whether the others are criminals or a reactionary authority“ (204). Mit diesen Maßnahmen wollte Newman zum einen die Familie als Kern der zukünftigen Gesellschaft schützen – interessanterweise auch dann, wenn durch die von ihm favorisierten Maßnahmen die Kriminalität mehr in Geschäfts- und Einkaufsviertel verlagert wird (206). Zum anderen ging es ihm darum, in der gegenwärtigen Gesellschaft, in der er „social lines and boundaries“ nicht mehr klar definiert sieht, durch „community control“ ein sicheres Lebensumfeld zu schaffen; die Polizei könne dies nur unterstützen (204).

Kritik

Von heute aus gesehen hinterlässt Newmans Buch einen zwiespältigen Eindruck. Gelingt es, durch die von ihm skizzierten Maßnahmen unter den Bewohnern von Hochhauswohnanlagen wie auch anderer Stadtviertel ein Gemeinschaftsbewusstsein zu schaffen, und sie zu veranlassen, ihr Wohnumfeld aktiv mitzugestalten, so wäre dies ein wichtiger Schritt zu einer neuen Qualität städtischen Lebens. Bei genauerem Hinsehen verliert diese vordergründige Attraktivität jedoch an Glanz. Zunächst erstaunt an Newmans Argumentation, dass aus seiner Sicht die meisten Delikte von Kriminellen ausgeübt würden, die (wodurch auch immer) klar erkennbar

sein. Vor allem aber löst das von ihm definierte Ziel der an sich positiv zu beurteilenden Gemeinschaftsbildung große Skepsis aus. Denn sein Konzept, die Hausbewohner zur Schaffung klar markierter territorialer Besitzansprüche aufzurufen und deren Akzeptanz durch gemeinsames Handeln einzufordern, birgt ein hohes Konfliktpotential und ist damit ein partiell antiurbanes Projekt. Denn wenn diese territorialen Claims, orientiert an der Dichotomie von „Wir“ (plus unsere Freunde) und die „Anderen“, gegenüber diesen „Fremden“ verteidigt werden, sind nicht nur Kernmerkmale des Städtischen (Heterogenität, das Vorhandensein von Fremden) in Gefahr. Vielmehr könnten so militante lokale urbane Siedlergesellschaften entstehen, die das Recht in die eigenen Hände nehmen.

**Prof (apl.) Dr. Klaus Weinhauer, Center for Interamerican Studies (CIAS),
Universität Bielefeld, klaus.weinhauer@uni-bielefeld.de**

The Intrinsic Logic of Cities: A Historian`s Doubts and Questions¹

This article aims at discussing critically the attempt by Helmuth Berking, Martina Löw and others to develop and establish a new urban sociology, not the least because urban history also confronts many of the problems they identify in their critical assessment of the state of the art in urban sociology. I will briefly reconstruct their approach as a means for structuring my comments which then use material taken from a recently completed history of European cities since 1850 as illustrations of my main points.² I will proceed in three steps. First I will sketch and discuss the general research agenda advocated by Berking, Löw and others. I will then examine the first attempts at a realization of their agenda. By doing so I will try to separate problems inherent in the overall approach from possible biases due to limitations of the empirical material at hand or the specific method employed. In the concluding part I will take a look at those historical studies deemed exemplary by Helmuth Berking and some of his collaborators thus focusing more clearly on the implications of our debate for the writing of urban history.

I. I take it for granted that the critical starting point of Helmuth Berking, Martina Löw and their collaborators is easily acceptable, namely that much of urban sociology has treated the city as a stage on which social processes of all sorts can be conveniently studied thus failing to adequately address both the urban dimension in general and the particularity of the specific city under scrutiny. Much the same can be said about urban history which more often than not has analysed economic, social, political or cultural processes within a particular city without even asking whether comparable processes really differed in the countryside or from one city to

¹ Keynote lecture at the Darmstadt conference on „The Distinctiveness of Cities – Modes of Re-Production“, June, 15-17, 2011; the character of a lecture has been maintained.

² Cf. Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, Munich 2013; an earlier version of the first chapters of this book appeared as Friedrich Lenger, *European Cities in the Modern Era, 1850-1914*, Leiden 2012. The footnotes therefore only make reference to material and literature not mentioned in these books.

another. Philip Abrams and R.E. Pahl have discussed some aspects of this problematic for both sociology and history in the late 1970s and early 1980s, i.e. at a time when both disciplines were engaged in a much closer dialogue than unfortunately is the case these days.³ The title of an article by Anthony Sutcliffe from that period has become the recurrent theme of much discontent within the field of urban history: "In search of the urban variable."⁴

Helmuth Berking, Martina Löw and the other members of the Darmstadt group, of course, want to go far beyond any search for an urban variable. Still, in their introduction to the path breaking volume "The Intrinsic Logic of Cities" they moan the loss of both the specificity of *the* city and the loss of the specificity of *this* particular city as opposed to any other city.⁵ As they move on with their theoretical outline as well as with first empirical studies the first aspect tends to get lost, however. This may be understandable enough given the difficulties to find a definable urban core in the spatial patterns of the early 21st century. And again, the state of the art of urban history reflects the same problematic: Thus we do know a lot about medieval towns which although inhabited by a tiny minority of the overall population were clearly distinct from the surrounding countryside not only physically, but also legally, economically, socially and politically. And at least in some ways we know less about the far more important but less distinct cities of the 20th century which are hard to distinguish from their surroundings and even harder to conceive of independently from the national and transnational scale. The question seems to be, though, whether restricting ourselves to the study of particular cities really offers a way out? I am doubtful because classical criteria of urbanity like density or heterogeneity remain part and parcel of the city as it is conceived by Helmuth Berking or Martina Löw. In this respect the city appears to be insufficiently theorized as can also be seen in their critical attitude towards neighborhood studies and alike. These receive short shrift because they fail to capture the essence of the city, a charge that can hardly be maintained without a definition of the city as such. I will return to this point later.

The city as a collective singular is not the main concern in Darmstadt, however. And there are considerable promises connected with and obvious benefits to be

³ Cf. Philip Abrams, *Towns and Economic Growth: Some Theories and Problems*, in: id./E.A. Wrigley (eds.), *Towns in Societies. Essays in Economic History and Sociology*, Cambridge 1978, 9-33 and R.E. Pahl, *Concepts in Context: Pursuing the Urban of "Urban" Sociology*, in: Derek Fraser/Anthony Sutcliffe (eds.), *The Pursuit of Urban History*, London 1983, 371-382.

⁴ Anthony Sutcliffe, *In Search of the Urban Variable: Britain in the Later Nineteenth Century*, in: Fraser/Sutcliffe, *Pursuit*, 234-263.

⁵ Helmuth Berking/Martina Löw, *Einleitung*, in: id. (eds.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a.M. 2008, 8.

gained from a turn towards the study of cities in their distinctiveness. Convin-
cingly arguing that globalization does enhance rather than diminish the import-
ance of the local this approach postulates an intrinsic logic of each and every city.
Arguing that senses of place belong to the fundamental constituents framing the
way in which we take our life-world for granted, Berking and Löw attach central
importance to these mental structures. Quoting Bourdieu Berking writes: "If the so-
cial world is being perceived as something which is self-evident (...) it is because
the dispositions of the actors, their habitus (...), are essentially the product of the
interiorisation of the structures of the social world".⁶ And Martina Löw explains:
"With the two concepts of *urban doxa* as a province of meaning structured by rules
and resources whose logic is based on processes of increasing density and hetero-
geneity [on the one hand] and *Habitus*, as a sense for this specific place inscribed
into bodily practice and as a (partly) locally specific scheme of judging, perceiving
and acting [on the other] the conceptual frame has been staked out within which
processes of urban sociation following intrinsic logics can be grasped."⁷ This seems
as plausible as the thesis added by Berking that "every city (...) evokes a specific
<natural attitude> towards the world (...) a knowledge about <how things are> and
<how things get done>."⁸

Berking goes on and introduces a few concepts that seem more problematic to
me. And if I am not mistaken some members of the Darmstadt group – Franz Bock-
rath, Petra Gehring and Martina Löw come to mind - part his company at this
point as well. The concepts I have in mind are those of the city as an individual
and the resulting analogy to biography. In principle, both should be especially at-
tractive to the historian. After all, history as a discipline claiming scientific status
was founded on the idea of the individual and its unique development. To one of
history's founding fathers, Leopold von Ranke, these individuals were typically
states or peoples whose history could not be reasonably compared because each of
these states or people had an underlying idea, an identity and a mission of her
own. The same, of course, was held to be true of individual human beings whose
biographies should be written with due respect to one of Goethe's favorite lines:
"Individuum est ineffabile." I guess I do not have to go into the history of histori-
ography in order to elaborate my point that this type of historicism has proven to be
a dead-end street. And therefore as a practitioner of a craft that has given up the

⁶ Helmuth Berking, „Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen“ – Skizzen zur Erfor-
schung der Stadt und der Städte, in: id./Löw, Eigenlogik, 15-31, 26f.; unless noted otherwise all transla-
tions are my own.

⁷ Martina Löw, *Soziologie der Städte*, Frankfurt a.M. 2008, 76.

⁸ Berking, „Städte“, 27.

belief that each epoch is immediate to God, I am not inclined to opt for an urban sociology where every city seems immediate to God.

More concretely Helmuth Berking and Jochen Schwenk propose to look for the individual character of each and every city by analyzing its images. Although they are well aware that image production nowadays is the professional activity of urban marketing departments they seem confident that these images are key for an understanding of urban identities. "No image production is in a position to stabilize successfully the image of a city beyond and independent of a specific grown texture of *this* city."⁹ In a similar vein but much more carefully phrased Martina Löw writes: "Not every image makes sense in every city".¹⁰ I will introduce some historical material relating to this later. Before doing so it seems important to explore the implications of a final assertion Berking and Schwenk make. Having started out from the hardly questionable double character of the city as both physical reality and imagined environment and having given priority to the latter they posit a synecdochic character of this urban image: single elements represent the whole. And towards the end of their recent book we learn where to find these elements representing the whole, i.e. at the real or presumed city center which functions as the "identity-guaranteeing core in the sea of urban contingencies".¹¹

II.1. In order to demonstrate why this last and quite important assertion seems to me unfounded consider the following quote from an article in the *Daily Herald* of September 17, 1923: "Mr and Mrs Hickey of Bow, East London, have just completed 60 years of married life. Neither has ever spent a night out of the East End. Mr Hickey is 82. Mrs Hickey, who is 81, has never seen Westminster Abbey, Hyde Park, or the Tower of London."¹² While this may be an extreme example of parochialism within the world's largest city it does convey a good sense of the neighborhood centered way of life of the European working class at the turn of the century. People moved often – before World War I each year about 400 out of 1.000 urban inhabitants did so in German cities – but they did not move far. And there were good reasons for that, above all that the makeshift economy of the urban working class relied heavily on networks, mostly female, of relatives and neighbors who did lend a hand or a shilling in case of emergency, who looked after children in cases of illness etc. Moreover, the cafés and pubs located there served as zones of transition between the private and the public since they were the places where

⁹ Helmuth Berking/Jochen Schwenk, *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel*, Frankfurt a.M. 2011, 23.

¹⁰ Löw, *Soziologie*, 180.

¹¹ Berking/Schwenk, *Hafenstädte*, 219.

¹² Quoted from Jerry White, *London in the Twentieth Century. A City and Its People*, London 2002, 101.

men and more and more often women talked about everything – marriage problems, religion and politics. But they did so only with people they knew well. Where this boundary of familiarity was not observed, an exchange of ideas turned easily into physical violence.

Now, this localism does not preclude the possibility that even Mrs Hickey shared a vision of London centered upon the Tower she never saw or some other icon nearby. It is by no means self-evident, however, that the city as a whole and represented by the center was the main reference point of many urbanites, or to quote Martina Löw “was experienced in everyday life as urban unity”.¹³ The Parisian working class of the late 19th century, to take another example, used the weekend to leave their narrow quarters for excursions into the surrounding areas. Hundreds of thousands visited sporting events or pubs beyond the city limit because there the wine was less heavily taxed and therefore more affordable. None of this entered into the image of Paris as the capital of pleasure, however. - Pleasure and entertainment were equally important elements of the self-representation of London. But on this level of self-representation and images there is no way of knowing that the dividing line between the public and the private, between men and women and between classes was drawn quite differently in London where the number of pubs and cafés per inhabitant was less than a tenth of that in Paris and where they were much more clearly public places and spaces than in the periphery of the French capital.

To sum up this first point one might say that it is by no means self-evident that cities are primarily perceived as unities rather than complex configurations of what Herbert Gans in the 1960s called urban villages. And if one reads e.g. the memories of Arthur Harding who lived in what Raphael Samuel describes as an East End underworld for most of the 20th century one is tempted to rephrase Helmuth Berking’s earlier quote by saying: “every neighborhood evokes a specific <natural attitude> towards the world (...) a knowledge about <how things are> and <how things get done>.” This is not to argue that the neighborhood rather than the city should be the unit of analysis but only to question the apparently self-evident equation of the center with the part that represents the city as a whole.

And there is – even on the level of representations - no dearth of sources pointing towards a rather fragmented perception of the city either. Sticking to London for the moment let me invite you to consider just two examples arbitrarily chosen from high and popular culture. The first is Gilbert Keith Chesterton’s wonderful satire *The Napoleon of Notting Hill*, which can be read both as an eloquent critique of London’s failure at unity, especially on the administrative level, and as a celebra-

¹³ Löw, *Soziologie*, 70.

tion of the autonomy of the old boroughs which Chesterton has reinstated with their town walls, guards and symbols. Or think of the lyrics of many punk songs from the 1970s: It may be *London calling* but the more concrete life worlds evoked are clearly located in Dagenham or Brixton. – It seems dubious to me whether one can construct “the urban imaginary as the always excessive totality of cultural representations” as Helmuth Berking and Jochen Schwenk postulate without taking these representations of smaller locations into account.¹⁴

2. Be that as it may. The following points put the problem I have just discussed into parentheses and accept for the moment an urban unity as the reference point of images and representations. The question then is how are these constructed? The analogy to the genre of biography is helpful here. It has experienced something of a comeback over the last twenty years in history. This comeback was accompanied, however, by a farewell to what Pierre Bourdieu has termed “the biographical illusion”, i.e. the conviction “that life constitutes a whole, a coherent and directional context that can and must be interpreted as the unified expression of a subjective and objective <intention>, as a project”.¹⁵ Admittedly by learning from novelists historians might have arrived at a similar conclusion almost a hundred years ago. But that only makes the question even more pressing why we should assume that *cities* do possess a core identity? And if we assume they do why should we privilege self-representations in our attempt to determine it? After all, a biographer relying exclusively or even mainly on autobiographical material will hardly be taken seriously by historians.

A look at the sources typically used may illustrate the point. Let me begin with urban biographies and other narratives representing the distinctiveness of particular cities. In principle such narratives do exist since the late middle ages. But there are some fundamental changes in the second half of the 19th century which alter their character quite a bit. In the context of much improved communication and especially a rich and varied field of expositions cities cater more and more intensively for tourists. This gives city marketing which also has its predecessors a much enlarged importance. The narratives produced in this context have at least four systematic weaknesses:

a) *First*, they are highly artificial and instrumentalist. This has to do with the fact that due to the competition among European as well as North and partly South American cities there are common criteria which define the attractiveness of

¹⁴ Berking/Schwenk, *Hafenstädte*, 255.

¹⁵ Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History I (1990), 75-81, 75.

places since the late 19th century (at the latest). Accordingly cities tend to offer similar things. Take turn-of-the-century Berlin as an example. International visitors from Jules Huret to Mark Twain as well as German commentators like Walther Rathenau or Werner Sombart regularly note the modernity of the city albeit with different value judgements attached. Berlin to them is simply the German Chicago. This does not prevent a Disneyfied version of Old-Berlin to become an important feature of the largest exposition the German capital staged before World War I. Similarly cities as different as London, Berlin and Vienna by 1900 all offer their visitors among many other things a Venice of some sorts.¹⁶ This is, of course, by no means specific to the late 19th century, although it gains a new quality around those years. More recently, newly designed waterfronts have become a staple of programs of urban renewal and a preferred means of strengthening city tourism. The resulting restaurants and shopping malls display a remarkable degree of similarity from Baltimore to Capetown and can hardly serve as traces to an intrinsic logic of either city although they are key to the marketing strategies of both.

b) The *second* weakness is their partial and relational character. Late 19th century Leipzig e.g. presents itself offensively as a modern city and she does so by commissioning a proud series of public buildings at the Augustus-square. Austrian Linz to the contrary prefers to foster an image of itself as a rather provincial city racy to the soil. It would be highly misleading, however, to conclude from those self-representations that these two cities are much different with regard to the modernity of their urban infrastructures. Furthermore the way they construct their respective images or identities can hardly be understood by looking at these two cities and their histories alone, a severe limitation to any strictly biographical approach. This is because of the relational character of their image production: Linz feels the need to distinguish itself from Vienna, while modern Leipzig wants to grow into the counterpart of the old capital city of Dresden with its rich tradition as a center of art collections and opera. Given these interdependencies it should be obvious that it is easy to overestimate what city narratives thus produced can tell us about a city and its distinctiveness.

c) The *third* weakness is equally obvious: These narratives are highly selective, basically elitist and convey unrealistic images of urban harmony. Both the authors of the narratives themselves and the main protagonists of their stories regularly belong to the urban elites. In extreme cases like interwar Philadelphia large parts of the population – in this case the Afro-Americans – are not even included in the urban narrative.¹⁷ Or to take a case closer to home, consider the history of Bar-

¹⁶ Cf. Lutz Musner, *Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt*, Frankfurt a.M. 2009.

¹⁷ Cf. Jan Philipp Altenburg, *Machtraum Großstadt. Zur Aneignung und Kontrolle des Stadtraumes in*

celona. Her dominant image is commonly constructed as a success story unraveling itself in three steps, the first two of which are being formed by the world exhibitions of the late 1880s and 1920s, the third and so far last by the Olympic Games of 1992. In each of these events the city reinvented itself and thus became the modern metropolis we know today. The narrative is the more effective for the fact that each of the three events has left massive traces in the topography and the architecture of the city, such as Mies van der Rohe's (reconstructed) German pavilion for the world exposition of 1929 or the Olympic harbor which transformed outcast Barceloneta into a model waterfront development. As an undercurrent of this narrative we are confronted with the Catalan bourgeoisie as the main protagonist of the success story whose patient struggle with the authorities in Madrid colors the overall story. What is lacking, however, is the fact, that Barcelona was one of the, if not the most violent city in Europe during the late 19th and for much of the 20th century. But industrialists employing militias against strikers, state authorities killing protesters as well as political prisoners, workers burning cloisters and churches, anarchists assassinating entrepreneurs or bombing theatres, all these are completely absent in the classic narratives. – It is only in an outstanding novel like Mendoza's *The City of Wonders* that both stories are integrated somehow.

Now, these absences do not really come as a surprise when we consider that we are dealing with the output of urban marketing agencies. But they foster some doubts about what can be glanced from officially or semi-officially produced images. Or to sum up the previous points in a more general way: While it seems convincing to conceive the city as a "culturally coded space saturated with history and with stories" and thus as a "narrative space", as Rolf Lindner, one of the crown witnesses of the Darmstadt group suggests, this narrative space is hardly exhausted nor sufficiently explored by a reinterpretation of the narratives used by Berking, Löw and their collaborators in their work on Bremerhaven, Rostock and Darmstadt.¹⁸

d) Nor are, and this is the *fourth* weakness I would like to address, urban biographies of much help. While this may be a far too sweeping statement given the enormous differences in both quality and in the detail of coverage these urban biographies display, a few generalizations seem possible. For one, few if any of these biographies are really interested in the distinctiveness of the city they are portraying. Rather, they take it for granted. The general logic seems to be: This is my city,

Frankfurt am Main und Philadelphia in den 1920er Jahren, Cologne 2013.

¹⁸ Rolf Lindner, Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung, in: Berking/Löw, *Eigenlogik*, 83-94, 86; cf. Berking/Schwenk, *Hafenstädte* and Martina Löw/Peter Noller/Sabine Süß, *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt a.M. 2010.

it has got to be special. At best this perspective is ironically broken as in Peter Ackroyd's comment on Canaletto's vision of Whitehall in his widely acclaimed biography of London: "The sky is important, since London skies are considered – at least by Londoners – to be unique."¹⁹ More importantly, quite a few if not most urban biographies are commissioned by the cities they are portraying. It therefore is not unfair to treat them as part of a larger effort of urban marketing with all the detriments already alluded to. Methodically this entails the danger of circularity when the interpretation of images largely taken from urban marketing writ large is related to a reading of the city's past taken from urban biographies. As Lutz Musner's study on the taste of Vienna demonstrates, this danger can be countered somewhat without leaving the conceptual frame advocated by Berking and others if there exists a larger body of critical literature. – There is one more feature of urban biography that seems worth mentioning, namely that in general it privileges place over space. This may have to do with its unwillingness to address conflict openly – conflict that in urban settings often is of a territorial nature. And this privileging of place over space which I attribute to the genre of urban biography is shared by many but not all proponents of an intrinsic logic of cities since places promise a more direct access to unified urban identities and imaginaries. It is by no means a necessary implication of an interest in the distinctiveness of cities, however. Janet Abu-Lughod e.g. whose work is repeatedly referred to by both Martina Löw and Helmuth Berking sees the distinctiveness of the cities she compares clearly rooted in spatial structures rather than in iconic places.²⁰

3. Turning to conflicts over urban space I would like to begin with two examples which demonstrate the symbolic meaning of spaces and places and show, how different the resulting chances of competing histories to become part of an urban narrative are. When the liberal majority of the municipal council in late 19th century Düsseldorf recommends a location near the municipal slaughterhouse for the statue of Maria this insult to the catholic majority of inhabitants has no chance to be reported in the city's history commissioned by the city itself. And conflicts like this which are legion are by no means limited to protagonists within the city. Consider Warsaw where the Czarist officials had more than twenty orthodox churches erected in the half century before World War I. It is hardly surprising that the largest of them, the Aleksandr-Nevskij-cathedral, whose tower was the highest building in town, was located near the city center. Obviously orthodox churches were not exactly in high demand in Catholic Poland. Thus in the resurrected Po-

¹⁹ Peter Ackroyd, *London. The Biography*, London 2001, opposite 297.

²⁰ Cf. Janet L. Abu-Lughod, *New York, Chicago, Los Angeles. America's Global Cities*, Minneapolis 1999.

land of the early 1920s these symbols of oppression were often torn down and the stones of the Aleksandr-Nevskij-cathedral were used for the street paving that had been denied to the city by Czarist officialdom for so long. The chances of this story to be included into the biography of Warsaw depended very much on the fate of the city as well as the Polish state.

Now, both cases address highly symbolically charged spaces. But what are we to make of spatial structures governing the everyday experience of urban inhabitants and thus molding their mental maps without carrying any obvious symbolic meaning? Take nineteenth-century Budapest as an example. For a long time Buda and Pest were connected by one bridge only and a fee was charged to use it. Or consider the countless company railways which crisscrossed nineteenth century cities with both road-bridges and underground connections being rarities. In Chicago by the time of the World's Columbian Exposition approximately 600 people were killed by trains each year and many more were injured.²¹ Similarly the highways built by Robert Moses in New York or the highway cutting the Ruhr area in two clearly distinct southern and northern parts shape the experience of a spatially structured city in ways that are highly unlikely to make it into the urban images proclaimed by city officials of all sorts. For the "specific <natural attitude> towards the world" or the "knowledge about <how things are> and <how things get done>" in particular cities they seem to be crucially important, nevertheless. The obvious implication of observations like these seems to be that in order to explore the distinctiveness of single cities neither the interpretation of images nor the reading of urban biographies nor asking the interested inhabitants what it feels like to live in Darmstadt is more than an admittedly important first step.

4. A similar point can be made when we take into account that from the late nineteenth-century onwards the urban experience was increasingly a mediated one. The new mass press thrived on focusing on local events and on the anonymity of the city at the same time. The German word for these papers – *Lokalanzeiger* – signifies well the predominance of local affairs at a time when cities no longer were walking cities and nobody could know all quarters by sight. Especially crime reporting introduced readers to those parts of the city most of them would never visit. As if to illustrate Georg Simmel's observations on urban life, the daily press staged competitions which that reader would win who managed to identify a detective in disguise. What is interesting about the newspaper coverage is the combination of elements of a particular narrative - like Odessa, the city of thieves - with a more general image of the city as an anonymous and potentially dangerous place as it was also pop-

²¹ Cf. William Cronon, *Nature's Metropolis. Chicago and the Great West*, New York 1991, 373.

ular in contemporary novels and the early movies. Looked from the perspective of an intrinsic logic of each and every city two things seem remarkable: the *first* is this very combination of place specific images with an image of <the city> as such, the *second* that we know very little about how these mediated images interacted with the more immediate spatial experiences I have been referring to time and again.

To take a concrete example consider the reporting of the murders attributed to *Jack the Ripper*. It is well suited to illuminate some of the lines of conflict running through London in the late 1880s. For one they are very close in time to the famous *Trafalgar Square riots* in which jobless demonstrators from the East End entered the West End where they – provoked by the members of the prestigious clubs on Pall Mall or not – smashed windows and pillaged shops. How potentially dangerous the East End was – for some contemporaries just another *darkest Africa* – had thus been illustrated already when the series of murders of prostitutes occurred. The inhabitants of the East End and especially of Whitechapel themselves felt more than just annoyed by the invasion of their quarter by representatives of the settlement movement as well as by numerous journalists who did their best to manipulate stories of trade in girls and child prostitution in order to sell ever more copies. The local inhabitants stood no chance, however, to influence either the public discourse or the political future and thus had to face slum clearance as the presumed solution to their being a problem.

III. It seems telling how these events enter into urban biography. And I refer here to Peter Ackroyd's splendid book on London again because it is given so much praise by Helmuth Berking. The events occur twice: once in the context of sex and crime in the British capital and another time in the context of a highly differentiated account of the distinctiveness of the East End as a special place in London. What is lacking, however, for the most time in Ackroyd's narrative is the question of changing spatial structures and their preconditions and the question of power relations. Without intending to belittle the remarkable achievement of Ackroyd it needs to be said that although he makes a strong case for continuity in the fabric and texture of specific localities he does not really ponder possible explanations for that nor does he systematically weigh continuity and change. It is easy to see why Berking admires this book so much as it is suggesting how the specific texture of – say – Fetter Lane or Clerkenwell lives on for centuries and thus seems to possess an intrinsic logic. But besides the fact that these suggestions operate on the level of streets or neighborhoods rather than on the level of a unified image of London, Ackroyd's book also highlights the problematic implications of a biographical approach to the city in general: "Whether we consider London as a young man re-

freshed and risen from sleep” he writes in the introduction, “or whether we lament its condition as a deformed giant, we must regard it as a human shape with its own laws of life and growth. Here, then, is its biography.”²²

A thorough analysis of other urban biographies would be needed to come to more general conclusions. Instead, I will quote Karl Schlögel who amongst those writing in German is certainly the master of historical urban studies which aim at conveying a sense of the uniqueness of particular cities and places. Moscow and St. Petersburg are just the best known cities he has portrayed. While thus sharing many of the intentions of the Darmstadt group he nevertheless states, and I agree: “We are sure: There is the one unique city which cannot be mistaken for another, but when we want to produce an image of her we see that there are just as many images and just as many perspectives of her as there are human beings living there.”²³ This multidimensionality tends to get lost when the interest in the distinctiveness of cities turns them into organicist entities following their own biographical logic. In my reading this is not the shared approach of all members of the Darmstadt group. But even those who - for good reasons - shy away from the analogy to biography have to face the following questions: *First*, can the unity of the city simply be assumed, when we analyse how the specificity of places and spaces enters into specific ways of seeing the world? *Second*, is the focus on an urban imaginary not cutting off dimensions of spatial experiences of the city that are crucial for a more complete understanding of their distinctiveness? Or, to put it another way: Is the borrowing of doxa and habitus from Bourdieu maybe too one-sided and needs to be complemented with an element of spatial practice? *Third and last*, how could the reconstruction of urban images and narratives be undertaken without buying into the biases inherent in the material used so far and thus without the neglect of both power relations and agency within cities. After all, the predominance of urban narratives in the books published by Martina Löw with and without Peter Noller and Sabine Süß or by Helmuth Berking and Jochen Schwenk does provoke the question who is talking here, who has the right to the city and the right to tell its (his)story. Viewed from this perspective, it would not be sufficient to compare what stories are being told about e.g. Bremerhaven and Rostock but as important to analyse who is telling them. – To find answers to these questions is

²² Ackroyd, London, 2.

²³ Karl Schlögel, Chronotop St. Petersburg: Zur Rekonstruktion der Geschichte einer europäischen Metropole, in: id./Frithjof Benjamin Schenk/Markus Ackeret (eds.), Sankt Petersburg. Schauplätze einer Geschichte, Frankfurt a.M. 2007, 23-44, 23.

the common task of urban historians and urban sociologists and should therefore foster a closer cooperation of these two disciplines.

**Prof. Dr. Friedrich Lenger, Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität
Gießen, Friedrich.Lenger@geschichte.uni-giessen.de**

Tagungsbericht: Das Globale lokal. Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, am 16. und 17. November 2012 in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

CHRISTIANE REINECKE und CHRISTOPH STRUPP veranstalteten am 16. und 17. November 2012 an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg einen Workshop, um am Beispiel der Stadt zu diskutieren, wie sich das Spannungsverhältnis zwischen dem Globalen und Lokalen nach 1945 gestaltete. Die Leitfragen lauteten: Nimmt die Globalisierung stetig zu? Welchen Anteil haben lokale Akteure daran? Was trägt das Globale zur Ausformung lokaler Stadtidentität bei? Und wie wirken lokale Kulturproduktionen auf das Globale zurück? Ein Ziel der Veranstaltung bestand darin, die Debatte über „Global Cities“ (Saskia Sassen) kritisch zu hinterfragen und um eine zeithistorische Perspektive zu erweitern.¹

Das erste Panel widmete sich globalen Kontexten städtischer Ökonomien. Hafenstädte erschienen zunächst als Knotenpunkte, an denen sich Globales und Lokales *par excellence* ineinander verzahnten. CHRISTOPH STRUPP verdeutlichte am Beispiel Hamburgs, wie stark die Entscheidungsprozesse in der Hansestadt von lokalen Rahmenbedingungen bestimmt waren, als es Ende der 1960er Jahre darum ging, auf die Einführung der Container im globalen Transportwesen zu reagieren. Dagegen zeigte JÖRG ARNOLD, wie Liverpool den Anschluss an die ‚Containerisierung‘ verpasste. Der Hafen verlor daraufhin rasch an Bedeutung, was Teile der konservativen Regierung billigten. Die Stadt begegnete dem Niedergang des Hafens, in-

¹ Ein erster Tagungsbericht dazu erschien von Alexander Simmeth: Tagungsbericht *Das Globale lokal – Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. 16.11.2012-17.11.2012, Hamburg, in: H-Soz-u-Kult am 1. März 2013, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4676>>.

dem sie in den 1990er Jahren einen Strukturwandel forcierte und ganz auf Tourismus und Kultur setzte. MARTINA HESSLER fragte in ihrem Kommentar, wie „Globalisierung“ in der Forschung definiert wird und unterstrich die Bedeutung wirtschaftshistorischer Fragen des Wettbewerbs, der Technisierung, der Verlagerung von Arbeitsprozessen, der zunehmenden Privatisierung und des transnationalen Flusses von Stadtkonzepten. Sie plädierte dafür, Städte als Akteurinnen zu begreifen und ihre Handlungsspielräume auszuloten.

Vor dem Hintergrund globaler Städtekonkurrenz ging es im zweiten Panel um Formen städtischer Imageproduktion. DIRK SCHUBERT stellte Manchester, Dublin, Bilbao, Hamburg und Oslo vor. Diese Hafenstädte seien sich darin ähnlich, dass sie ihr Stadtbild durch kostenintensive „Leuchtturm“- und „Flaggschiff“-Projekte aufzuwerten suchten. Mit Göteborg nannte Schubert dann ein kontrastierendes Beispiel: diese Hochburg des schwedischen Schiffbaus habe nicht in Prestige- und Prunkbauten, sondern in den sozialen Wohnungsbau investiert. In seinen Betrachtungen über das Image Berlins ging MARC SCHALENBERG vom Begriff der „Weltstadt“ aus. Dieses Schlagwort konkretisierte er, indem er erstens die Bedeutung des architektonischen Erbes der Stadt hervorhob. Zweitens führte er vor, wie sub- und popkulturelle Strömungen in den 1980er und 1990er Jahren zur Wandlung des Images Berlins beitragen. SIMONE EGGER beschrieb, wie sich München in der Nachkriegszeit darum bemühte, „modern“ zu werden. Sie ging von dem in den 1960er Jahren geprägten Werbeslogan „Weltstadt mit Herz“ aus und zeigte, wie Kosmopolitismus und Folklore bei der Imageproduktion dieser Stadt Hand in Hand gingen. AXEL SCHILDT interessierte sich in seinem Kommentar für historische Bezugspunkte, Traditionslinien und Brüche städtischer Images und fragte nach, inwieweit München reflektiere, dass es lange Zeit stolz darauf gewesen sei, die „Hauptstadt der Bewegung“ zu sein. Weiter stellte er die Frage, ob Berlin erkenne, dass es in der Stadt keine Renaissance des verlorenen deutsch-jüdischen Potenzials gebe. SCHALENBERG gab in seiner Antwort darauf zu bedenken, dass Stadtmarketing selektiv mit Geschichte umgehe. In der folgenden Debatte kritisierte SCHILDT, Imagebildung spiegele Einheitlichkeit vor, wo in der Realität soziale Ungleichheit vorherrsche. Die Frage, ob sich die kulturhistorische Fragestellung nach der Imagepolitik mit Sozialgeschichte verklammern lasse, blieb offen.

Im dritten Panel über Migration, Segregation und urbanen Wandel rückte der Begriff des „Ghettos“ in den Vordergrund. CHRISTIANE REINECKE rekonstruierte dessen Geschichte: Während er zunächst einen jüdischen Ort kennzeichnete, diente er Soziologen, Politikern und Medien später dazu, „Ausländerghettos“ zu problematisieren. Unruhen in den USA hätten dabei Pate gestanden, lokale Vorgänge in Westeuropa zu erklären. BETTINA SEVERIN-BARBOUTIE zeichnete Zusam-

menhänge von Dekolonisierung, Migration und Ghettobildung nach. Frankreich sei nach der Unabhängigkeit Algeriens nicht auf die Zuwanderung aus dem Süden gefasst gewesen. Es mangelte an Wohnraum, so dass sich Migranten und Migrantinnen dazu gezwungen sahen, eigene Unterkünfte zu errichten. So entstanden Barackenlager am Rande der Städte („bidonvilles“). Politische Fehlentscheidungen trugen laut SEVERIN-BARBOUTIE dazu bei, dass sich das Wohnproblem verstetigte. ANGELIKA EPPLÉ wies in ihrem Kommentar darauf hin, wie sich eine veränderte Begrifflichkeit auf die Praxis auswirkte. Sie fragte, warum globale Deutungsressourcen Anwendung finden und in das Lokale übersetzt werden. Ähnlich wie HESSLER stellte sie unzureichend definierte Termini wie das „Globale“ und „Lokale“ infrage. Die titelgebende Wortwahl lege die Idee einer Dichotomie nahe, wohingegen es sich tatsächlich um ein dynamisches Beziehungspaar handle. Städte seien in Prozesse der gegenseitigen Angleichung und Abgrenzung eingebunden.

Das vierte Panel über lokale Musikszenen im transnationalen Zusammenhang kreiste ebenfalls um den Bezugspunkt des „Ghettos“ oder der „Bidonvilles“. DANIEL TÖDT zeigte, wie sich französische Rapper Elemente der internationalen Musikszene lokal aneigneten. Der Begriff des „Ghettos“ habe als Metapher gedient, um den US-amerikanischen Vorbildern von „Bürgerschrecks“ nahe zu kommen. Die Orientierung an den USA spielte bei MICHEL ABESSER, der über die Jazz-Szene im Leningrad der 1950er und 1960er Jahre sprach, ebenfalls eine Rolle. Er zeigte, wie die Aneignung des Dixieland zugleich mit dem Ehrgeiz einherging, die eigene Musiktradition zu stärken. Beide Referenten hoben Prozesse des Transfers und der lokalen Aneignung hervor. THOMAS MERGEL fasste die Entwicklungen dieser Musikszenen als Strategien der Authentifizierung auf. Da diese mit der performativen Qualität der Musik zusammenhängen, beurteilte er sie als für diese Kunstform spezifisch. Er fragte, wie die transnationalen Netzwerke entstünden, innerhalb derer sich die Musiker bewegten. Das lasse sich nur mit Blick auf das Lokale beantworten, meinte TÖDT, denn das Globale trage immer ein lokales Antlitz und umgekehrt.

Die Abschlussdiskussion konzentrierte sich auf den analytischen Nutzen und die Probleme des Begriffs der Globalisierung. Eine Kritik lautete, dieses Schlagwort werde zu häufig und zu unkritisch benutzt; meistens erfolge dies unhinterfragt aus einer westlichen Perspektive. Dagegen sprach SEVERIN-BARBOUTIE von der Möglichkeit, von anderen Kontinenten her zu denken, womit zum Beispiel die „Afrikanisierung“ von Metropolen thematisiert werden könnte. EGGER fügte an, bei Globalisierungsstudien gelte es, die eigene Sprecherposition zu überdenken, da sich Geschichte je nach Standpunkt anders darstelle. Globalisierung sei kein anonymer Prozess, gab HESSLER zu bedenken, sondern werde gemacht. Städte träten als Ko-produzentinnen von Technisierung und Globalisierung auf. EPPLÉ regte schließlich

an, Begriffsalternativen wie das „Transsystemische“, das „Translokale“, die „Verflechtung“ und – am Beispiel Liverpools – die „Entflechtung“ zu debattieren. Die Auseinandersetzung mit alternativen analytischen Konzepten löste somit am Ende des gelungenen und spannenden Workshops weiterführende Diskussionen aus.

Catarina Caetano da Rosa, Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt, cdr@ifs.tu-darmstadt.de

**Tagungsbericht: Urbanism beyond the West:
Comparing Accelerated Urban Change in
Eastern Europe and the Global South, stream
at “Resourceful cities”, annual conference of
the Research Committee of Urban and
Regional Development (RC21) of the
International Sociological Association (ISA),
29. bis 31. August 2013 in Berlin**

In comparative urbanism, urban dynamics of post-socialist Europe are largely disregarded. Although cities in Eastern Europe and the Global South have been theorized as being different cases, the organizers of the stream proposed to include Eastern Europe in “new geographies of theory” that are currently under debate in global urban studies. In their introduction the organizers stressed their claim that comparing Eastern European and Global South cities may re-open the regionally biased debate on “post-socialist cities” and contribute to the comparative urbanism debate. The three sessions of the stream included papers that compared urban change in both regions and theorized post-socialist cities with reference to general debates in urban studies.

The first session titled “Urban spaces and socio-spatial inequalities” opened with a paper by ANNA ZHELNINA (St. Petersburg, Russia) on creative city politics in St. Petersburg that make use of the city’s rich industrial heritage. Drawing on the case studies of the island “New Holland” and the Obvodny canal area, Zhelnina showed that the new “creative spaces” created by private investors with the support of public authorities are highly elitist and exclusive. Despite the affirmative use of Western concepts of “public space”, these spaces are socially homogenous and do not include local communities as audience for the events. The second paper by LUKASZ PANCEWICZ (Gdansk, Poland) also addressed culture-led redevelopment strategies in post-socialist contexts by discussing the case of the Gdansk Shipyard redevelopment.

ment since the 1990s. Compared to its Western counterparts the project has had a troubled history of implementation. Pancewicz showed how the narrative of Western-inspired modernization is negotiated and resisted, reflecting the intertwined nature of social and economic processes and the muddled reality of Polish urbanized capitalism. MADLEN PILZ (Berlin, Germany) presented a case study on the legacies of socialism in everyday urban life in Tbilisi (Georgia). Pilz discussed how the negotiation on street renamings in the urban public involves practices of acceptance, appropriation and disregard of the new post-socialist symbolic. She argued that ultimately the category of the “socialist” is used to cover and to legitimate new social fragmentations. The fourth paper in this session by DOMINIKA V POLANSKA (Huddinge, Sweden) focused on the role of alliances and brokerage for collective political struggle drawing on the case of Polish tenants’ movements. Studies on urban activism in post-socialist settings usually highlight the deficiencies of post-socialist civil society, describing it as weak and passive. However, Polanska showed how several tenants’ mobilizations in Poland have emerged as reaction to the neoliberalization of housing policies and that have formed new solidarities across diverse social backgrounds.

The second session was dedicated to “Urban Change and Urban Informality”. In their analysis of EU-sponsored local (urban) regeneration projects ERIKA NAGY and GABOR NAGY (Bekescsaba, Hungary) proposed a state-centred conceptualisation of urban change in Eastern Europe. They argued that the focus on the state as an agent of urban restructuring in the post-socialist context sheds light on the changing relationships between the central government and urban communities. It reveals the different layers of “Western” dominance in policy making and professional discourses and shows how the legacies of socialism result in deficiencies in the coordination of activities of the central and the local state. LISA DRUMMOND, DOUGLAS YOUNG and MARKUS KIP (Toronto, Canada) discussed contemporary attitudes to socialist heritage in Hanoi and Berlin. They highlighted the different ways in which the built environment, that once was meant to embody socialist ideas, becomes taken up as “heritage”. The comparative approach of the paper was particularly useful to highlight the difficulties lying in the comparison of experiences and legacies of Eastern European socialisms with those of the socialisms in the South. HANNA HILBRAND, SUSANA NEVES ALVES and TAURI TUVIKENE (London) tied in with this discussion in their paper which explored and compared distinct experiences of urban informality in Tallinn, Bafatá and Berlin. The authors argued that, if informality is to portray meaningful processes across such diverse contexts, current understandings of the state and their centrality in defining informality need to be reconsidered. They suggested a reading of informality that focu-

ses on the multiple roles adopted by different actors involved in urban processes with the state as one among other actors without necessarily taking a central role. The last paper of the session by WLADIMIR SGIBNEV (Leipzig) also focused on urban informality by exploring the concept of “remont”, which refers to the self-organized adaptation and production of built spaces in Tajikistan. He showed how “remont” beyond posing a reaction to economic shortages is also a culturally embedded creative practice which aims at reaching a normative set of spatial morality. As such it is intimately tied to life-cycle rituals and negotiations of modernity in urban Central Asia at the crossroads of post-socialist urbanism and the Global South.

The third session aimed at theorizing post-socialist urbanism more generally. ANNEGRET HAASE, KATRIN GROSSMANN and DIETER RINK (Leipzig, Germany) argued for post-socialist shrinking cities as valuable examples to strengthen the debate on “ordinary cities”. They suggested that the analysis of urban decline allows to assess “blind spots” of complex urban change for all cities and that the consequences of neoliberal or “catch-up” responses towards shrinkage in post-socialist cities can tell lessons for the relevance of comprehensive planning and sustainable policymaking in all cities. SLAVOMIRA FERENCUHOVA (Brno, Czech Republic) focused on potentials and limits of post-socialist urban theory by examining the case of Czech and Slovak urban studies. Ferencuhova claimed that post-socialist cities at large have been conceived as slightly chaotic, fast changing, unfinished in their forms and awaiting an uncertain and possibly threatening future. Discussing amongst others the work of Sonia Hirt, Ferencuhova showed how only recently new conceptions of post-socialist cities as truly “innovative” have been put forward. LUDEK SYKORA (Prague, Czech Republic) explored the key question whether post-socialist cities are substantially different from other cities, i.e. Western cities and cities in the global South. Sykora acknowledged existing differences in local contexts that reflect various socialist and pre-socialist legacies. However, the relevance of post-socialist urban studies in his view ultimately lies in the logic of multiple transformations in social institutions, social practices and socio-spatial organization that are driven by global neoliberal capitalism. AGATA A LISIAK (Berlin, Germany) concluded the session with reflections on postcolonial approaches to analysing post-socialist cities and the cities of the Global South.

All of the presentations were followed by lively debates. Different opinions were voiced with regard to the conceptual value of the term “post-socialism” which some deemed of little use while others appreciated it as useful heuristic tool. However, all participants agreed on the importance of re-evaluating the research on post-socialist cities and specifying its conceptual contributions to the global urban re-

search agenda. The papers of the stream gave some inspiring impulses towards this aim.

Monika Grubbauer, Fachbereich Architektur, Technische Universität Darmstadt, grubbauer@stadtforschung.tu-darmstadt.de
Joanna Kusiak, Institut für Soziologie, Universität Warschau, jkkusiak@gmail.com

Tagungsbericht: Gender in the European Town: Medieval to Modern vom 22. bis 25. Mai 2013 in Odense/Denmark

The conference was organized by the *Gender in the European Town* network and brought together scholars from all over Europe as well as North America, Australia and South Africa. The goals of the conference were to explore how towns created gender identities and helped transmit them across local as well as national boundaries and what influence gender as a force of change had on the shape of towns. Three dimensions of urban study were considered: the economic, the political and the spatial.

The conference started with a workshop for doctoral students, followed by the official opening ceremony and a talk from DEBORAH SIMONTON, the key conference organizer, on gender and civic identity in eighteenth-century Aberdeen which provided a good introduction to the main themes of the conference.

Each of the following days started with a lecture by one of the keynote speakers that focused on a particular aspect of the relations between gender and the European town. RACHEL FUCHS analysed the civil suits that unwed mothers in modern Paris brought to courts against the “authors of pregnancy” and showed how women exercised their citizenship and used the courts to claim the rights denied to them that eventually led to changes in the law.

PAMELA SHARPE, using the case of an English lace seller named Hester Pinney (1658–1740), explored the early-modern urban economy and family organization through the micro-historic study of the metropolitan life and relationships of an independent single business woman and the reconstruction of her spatial world.

ELIZABETH COHEN took a look at Rome around 1600, when the city was both socially and demographically dominated by men. By analyzing the evidence from criminal testimonies she revealed the roles that non-elite women claimed for themselves in a “male” city, using kinship bonds, relationships with compatriots, neighbours and patrons.

Finally, HANNU SALMI spoke about the Great Fire of Turku in 1827, showing how the gendered judgments penetrated the emotional response to the catastrophe

and the attribution of guilt in the court, in the press and in the popular memory of the conflagration.

More than a hundred conference papers were organized into three main strands of concurrent sessions – (1) civic identity, (2) urban economy, (3) space, place and environment – although thematic boundaries between the strands often blurred. The sessions I attended addressed the questions of female agency, women's consumption patterns, business activity and networks of support, different trajectories of male and female migrants in the city, gendered usage of urban space, the interplay between gender and morale. A particularly lively debate emerged about the division of public and private spheres and the potential (in)applicability of this concept in today's historical research.

Although the majority of presenters predictably focused on women, the research on men and masculinity also received its share of scholarly attention. A separate session was devoted to masculine identities in early-modern Rome, while several papers from other panels offered interesting insights into male migration, leisure activities, patriarchy and masculine cosmopolitanism. Questions of homosexuality and trans-genderism were also addressed, although less detailed.

The chronological scope of the conference was impressive, with topics ranging from cross-dressing in medieval England to gender identities in Danish suburbia in the 1960s. The geographical coverage was also quite broad – from Florence to Stockholm, and from Moscow to Barcelona. Yet, studies of East-European and particularly South-East-European cities were rare, despite the efforts of the organizers to attract the scholars from that region and despite bursaries available to graduate students. The particularly strong point of the conference was the impressive presence of research on gender in the Nordic countries – and not only on capital cities, but also on small urban communities. The scale of the conference, the high quality of contributions and the diversity of the topics and approaches proved the vitality of the field and allowed scholars to gain access to the inspiring research of their colleagues working on similar themes in different languages and parts of the world.

The conference also included a poster-session and a book launch. The latter took place at the History House of Odense to present the new essay collection *Female Agency in the Urban Economy: Gender in European Towns 1640–1830*, edited by Deborah Simonton and Anne Montenach (Routledge, 2013). The occasion was also used to highlight the outcomes of the *Gender in the European Town* network that organized the event, and to introduce its forthcoming publications.

**Anna Mazanik, Central European University, Budapest, Hungary,
anya.mazanik@gmail.com**

Tagungsbericht: 5. Hessenkonferenz Stadtforschung am 21. März 2013 an der Fachhochschule Frankfurt am Main

Am 21. März 2013 fand an der Fachhochschule Frankfurt am Main die vom Netzwerk Stadtforschung Hessen (NeStH) organisierte „Hessenkonferenz Stadtforschung“ statt. Dabei handelt es sich um eine seit 2009 bestehende Initiative zur Bündelung vorhandener Potenziale der hessischen Hochschulen auf diesem Gebiet. Etwa 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Wissenschaft, Praxis und Verwaltung setzten sich in diesem Jahr mit dem Thema „Interdisziplinarität in der Stadtforschung – Anforderungen und Erfahrungen“ auseinander. Dabei sollten einerseits Methoden und andererseits Inhalte thematisiert werden.

Am Vormittag standen zunächst drei Beiträge aus der Sicht „von außen“ – einer Kommune, eines Forschungsinstituts und einer Bundesbehörde – im Vordergrund.

So kritisierte Dieter von Lüpke, Leiter des Stadtplanungsamts Frankfurt am Main, die oftmals vorherrschende gestalterisch-ästhetische Diskussion im Städtebau als einen zu verkürzten disziplinären Betrachtungswinkel. Stattdessen müsse eine interdisziplinäre Herangehensweise in der Stadtplanung und Stadtentwicklung gefördert werden. Als wichtige Themenfelder der Stadtforschung regte er an:

- Die Hochschulen sollten „Anwälte“ der Stadt, eines Stadtteils oder auch der Region sein, laufende Entwicklungen kritisch begleiten und als „Berater“ der Politik fungieren.
- Da Stadtplanung häufig Entscheidungen auf unsicherer Grundlage treffe, solle die Stadtforschung gelungene ebenso wie nicht gelungene Projekte untersuchen und daraus Erkenntnisse für künftiges Handeln ableiten.
- Angesichts der aktuellen Herausforderungen des Klimawandels, des demografischen Wandels und der Globalisierung möge Stadtforschung, etwa mittels der Szenarien-Methodik, denkbare Entwicklungen durchspielen und darstellen.
- Die Veränderung wichtiger Randbedingungen der Planung, wie Pendlerpauschale, Grundsteuer, Wohnbaufinanzierung oder Baunutzungsverordnung, könne durch „Planspiele“ in ihren Auswirkungen auf die Stadtentwicklung untersucht werden.

Dr. Immanuel Stieß vom Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE) in Frankfurt am Main setzte sich in seinem Vortrag mit den Potenzialen einer sozial-ökologischen Stadtforschung auseinander. Die großen weltweiten Herausforderungen wie Klimawandel, Umweltzerstörung, Biodiversitätsverlust, Ernährungssicherung u.a. machten tiefgreifende Änderungen von Infrastrukturen, Produktionssystemen und Lebensstilen sowie ein neues Zusammenspiel von Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Wirtschaft erforderlich. Dabei stünden insbesondere Bereiche wie Energie, Ernährung, Mobilität, Bildung und Wohnen sowie die Entwicklung der urbanen Räume unter zunehmendem Transformationsdruck.

Neues Wissen für Systeminnovationen und Transformation könne allerdings nur generiert werden, wenn einerseits die „Natur“, d.h. die bio-geo-chemischen Strukturen und Prozesse, und andererseits die „Gesellschaft“, also die sozio-ökonomischen und kulturellen Strukturen und Prozesse, gemeinsam in den Blick genommen würden. In einer transdisziplinären Vorgehensweise könne die sozial-ökologische Stadtforschung dabei Ressourcen bzw. materiell-energetische Prozesse und Nutzer methodisch miteinander in Verbindung bringen und damit Ergebnisse und neues Wissen sowohl für die wissenschaftliche als auch für die gesellschaftliche Praxis sowie die Handlungsfähigkeit der Gesellschaft im Umgang mit den genannten Problemen erzeugen.

Im dritten Beitrag des Vormittags umriss Dr. Robert Kaltenbrunner vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) zunächst in fünf Gegensatzpaaren – Utopie vs. Revision, Beschleunigen vs. Innehalten, Effizienz vs. Ästhetik, Privat vs. Öffentlich und Bewahren vs. Verändern – bewusst provokant den Stand unserer Planungs- und Baukultur. Das anschließende Plädoyer für ein „Neudenken“ der Stadtentwicklung fokussierte auf die Forderung nach innovativen Beteiligungs-, Vermittlungs- und Kooperationsverfahren und auf eine insgesamt gesellschaftsrelevanteren „Alltagstauglichkeit“ der Planung. Dazu könnten die Hochschulen in der Interdisziplinarität ihrer Herangehensweise, einer Internationalität der Betrachtungsperspektiven und der Förderung eines breiten Diskurses ihren Beitrag leisten.

Am Nachmittag standen laufende Forschungsprojekte, insbesondere aus dem Bereich Klimaschutz und Energiewende, im Mittelpunkt der Vorträge.

Frithjof Clauß, Geschäftsführer des TU Darmstadt Energy Center, präsentierte die Wissens- und Forschungsplattform Climate-KIC (Knowledge & Innovation Community) des EIT (European Institute of Innovation and Technology). Dabei handelt es sich um ein disziplinübergreifendes europäisches Netzwerk mit Partnern aus Unternehmen, Hochschulen, Forschungsinstituten und öffentlichen Körperschaften, die auf unterschiedlichen Plattformen zusammenarbeiten. Gemeinsames Anliegen ist die Frage, wie den Herausforderungen des Klimawandels nicht nur mit

technischen Lösungen, sondern auch ökonomischen und sozialen Änderungsstrategien begegnet werden kann. Die Themen reichen von „Green Building“ über nachhaltige Ver- und Entsorgungssysteme, Klimaanpassungsmaßnahmen in der Landwirtschaft bis hin zu Fragen einer energieeffizienteren Produktion.

Prof. Dr. Petra Schäfer beschäftigt sich am Frankfurter Forschungsinstitut für Architektur – Bauingenieurwesen – Geomatik (FFin) mit der Frage, wie Elektromobilität künftig in die Stadtplanung einzubinden sei. Auch hier sind Partnerinstitutionen aus Hessen, dem Bund und der EU beteiligt, darüber hinaus aber auch noch eine Vielzahl weiterer Akteure: Automobil-, Fahrrad- und Batteriehersteller, Kommunen, Wohnungsbaugesellschaften und Energieversorger, Planer und Bürger. Interdisziplinäre Stadtforschung heißt dann zum Beispiel, dass Ingenieure sich in disziplinübergreifenden Teams mit für sie ganz neuen Methoden, wie etwa Fokusgruppen oder Prosuming-Verfahren, auseinandersetzen, Verkehrsplaner Arbeitsmethoden der Sozialwissenschaftler kennenlernen und Sozialwissenschaftler die Denkweisen der Ingenieure.

Im letzten Vortrag des Nachmittags berichtete Prof. Dr. Lutz Katzschner von der Universität Kassel über nationale und internationale Forschungsprojekte zur Stadtklima-Analyse und deren Einbindung in die Stadtentwicklungsplanung. Auch diese wären, jenseits des notwendigen technischen und fachspezifischen Knowhows, ohne die Mitwirkung vielfältiger Akteure aus Kommunen, Bürgerschaft und Wissenschaft in ihrem Anwendungsbezug nicht umsetzbar.

In der abschließenden Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Martina Klärle vom Frankfurter Forschungsinstitut FFin, Dr. Monika Meyer vom Institut Wohnen und Umwelt, Peter Kreisl aus dem Stadtplanungsamt Frankfurt und Engelbert Thielemann von der Stadt Eschwege wurde die Relevanz einer interdisziplinären Herangehensweise gerade in der Stadtplanung als „Querschnittsdisziplin“ nochmals unterstrichen. Seitens der Städte sei dabei der Beitrag der Hochschulen, die jenseits der Zwänge des politischen Alltagsgeschäfts agieren, in jedem Fall erwünscht. Somit konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit der Gewissheit nach Hause gehen, dass interdisziplinäres Forschen in Bezug auf die Stadt nicht nur wichtig, sondern angesichts der anstehenden Herausforderungen in der Sache unabdingbar ist und die begonnene Vernetzung der beteiligten Akteure unbedingt fortgeführt werden sollte.

Auch 2014 wird die Reihe der Hessenkonferenzen Stadtforschung fortgesetzt werden. Die 6. Konferenz wird am 27. März 2014 in Darmstadt unter dem vorläufigen Titel „Das Wissen der Städte – Klimapolitische Perspektiven“ stattfinden. Weitere Informationen können der NeStH-Website (www.stadtforschung-hessen.de)

entnommen oder beim Veranstalter (stolzenberg@stadtforschung.tu-darmstadt.de) erfragt werden.

Prof. Dr. Michael Peterek, Fachbereich 1: Architektur Bauingenieurwesen Geomatik, FH FFM, Michael.Peterek@fb1.fh-frankfurt.de

Tagungsbericht: „Pfadkonzepte in der Stadtgeschichte?“ am 30. August 2013, Workshop der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) an der Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg

Der von CHRISTOPH BERNHARDT (Erkner) und MARTINA HESSLER (Hamburg) organisierte, interdisziplinäre Workshop setzte jüngste Diskussionen der GSU über aktuelle sozialwissenschaftliche Ansätze in der Stadtforschung fort.¹ Mit dem Konzept des Pfades bzw. der Pfadabhängigkeit ging es diesmal um einen analytischen Ansatz, der seine Ursprünge in den Wirtschaftswissenschaften hat und dort modellhaft Prozessverläufe in Unternehmen und Organisationen betrachtet, bei denen sich der Handlungsspielraum von Entscheidungsträgern durch anfängliche Festlegungen zunehmend einengt. Am Ende erscheint ein Abweichen von dem einmal eingeschlagenen und durch positive Rückkoppelungseffekte zunächst bestätigten Pfad selbst dann nur noch schwer möglich, wenn keine positiven Ergebnisse mehr erzielt werden. Als prominentes Beispiel für Pfadabhängigkeit im technischen Bereich hat die Forschung die „QWERTY“-Tastaturbelegung breit diskutiert, die von der Schreibmaschine ins Computerzeitalter übernommen wurde, obwohl der ursprüngliche, in der Mechanik liegende Grund für diese Anordnung der Tasten längst nicht mehr galt.

In der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung ist der Pfadbegriff insbesondere in Arbeiten zu „schrumpfenden Städten“ zur Sprache gekommen, dort jedoch und erst recht in der Stadtgeschichte eher heuristisch oder als Metapher verwendet worden, wie MARTINA HESSLER in ihrer Einleitung feststellte. Ziel des Workshops sei es daher, Potenziale und Grenzen der Anwendbarkeit für die historische Stadtforschung auszuloten. Dazu formulierte sie fünf Leitfragen: Erstens sei zu überlegen, ob das Pfadkonzept nur bei Prozessen mit großen Beharrungskräften gewinnbringend anzuwenden sei, oder ob mit dem Konzept auch ein Verlassen des eingeschla-

¹ Siehe z.B. den Bericht über die GSU Nachwuchstagung und Workshop „Stadt und Moderne“ in IMS 2/2011, S. 105-107.

genen Weges erklärt werden könne. Zweitens sei zu fragen, ob es um den Pfad *der* Stadt oder um unterschiedliche Pfade in verschiedenen Themenfeldern *in der* Stadt gehe. Drittens stelle sich die Frage nach den konkreten Untersuchungsparametern und dem Verhältnis von Eliten und Bevölkerung bzw. der Rolle des Sozialen und des Materiellen. Viertens sei nach Gemeinsamkeiten oder Abgrenzungen zu anderen aktuellen Konzepten wie der Eigenlogik, dem Habitus, der Stadtbiographie oder der Stadtkarriere zu fragen. Schließlich sei der implizite Konservatismus des Pfadbegriffs zu thematisieren, der Wandel scheinbar nur als Ausnahme zulasse. CHRISTOPH BERNHARDT mahnte ergänzend ebenfalls eine präzise Begrifflichkeit an, bei der etwa zwischen allgemeinen Entwicklungspfaden und Pfadabhängigkeit zu unterscheiden sei, und verwies auf die Herausforderungen bei der Operationalisierung solcher sozialwissenschaftlicher Konzepte.

Im ersten Vortrag stellte ELKE SCHÜSSLER (Berlin) aus der Perspektive der Managementlehre und Organisationstheorie Pfadabhängigkeit noch einmal ausführlich dar. Dabei griff sie auf ihre eigenen Forschungen zur westdeutschen Bekleidungsindustrie und Pionierstudien wie die Bücher W. Brian Arthurs zurück. Es wurde deutlich, dass der Aufstieg des Konzepts zunächst disziplinären Defiziten der Wirtschaftswissenschaften bei der Berücksichtigung historischer Vorprägungen geschuldet war. Mit dem Ansatz der Pfadabhängigkeit ließ sich besser erklären, warum sich in Unternehmen und Organisationen im Lauf der Zeit Handlungsspielräume verengen, sich „Betriebsblindheit“ einstellt und zunächst durch positive Rückkopplungseffekte bestätigte Kernkompetenzen in der letzten Phase zu ökonomisch nachteiligen ‚Kernrigiditäten‘ werden. Anwendungsbeispiele aus anderen Themenfeldern zeigten, wie komplex die Arbeit mit dem Konzept der Pfadabhängigkeit ist, wenn es um mehr als anekdotische Evidenz gehen soll und sich neben der quasi impliziten Entwicklung eines Pfades auch Fragen nach den Mechanismen bewusster „Pfadkreation“ und den Ursachen eines „Pfadbruchs“ stellen. Die anschließende Diskussion kreiste vor allem um den modellhaften und deterministischen Charakter des Konzepts, der eine empirische Überprüfung insbesondere bei der Anwendung auf konkrete historische Prozesse erschwere.

Anschließend stellte CHRISTOPH BERNHARDT seine Überlegungen zur Pfadabhängigkeit in der Stadtgeschichte zur Diskussion und bezog sich dabei auch auf eigene Forschungen zum institutionellen Wandel in der Wasserwirtschaft. Er beleuchtete zunächst unterschiedliche Anwendungskontexte – Institutionenökonomie, Techniksoziologie oder Politikwissenschaft – und dann eine Reihe neuerer Studien der Stadtgeschichtsforschung, deren Verfasser mit dem Pfadbegriff unterschiedlich intensiv gearbeitet haben. Bernhardt stand dem Konzept nicht ablehnend gegenüber, fragte aber kritisch nach dem Mehrwert für die Stadtgeschichte.

Als problematisch bzw. klärungsbedürftig erschienen ihm u.a. das Verhältnis von Pfadabhängigkeiten und dem ebenfalls in den Sozialwissenschaften gebrauchten, weiter zu fassenden Begriff der „trajectories“ sowie anderen konkurrierenden Ansätzen, das stark ökonomisch geprägte Menschenbild und eine mit dem Pfadansatz zu vereinbarende Theorie sozialen Handelns. In der Diskussion wurde erneut betont, dass der Blick auf die Geschichte für Geographen oder Stadtplaner viel weniger selbstverständlich sei – und der Neuigkeitswert des Konzepts damit höher – als für Historiker. Die Stadt als Ganzes sei aber so komplex und ihre Entwicklung von so vielen intervenierenden Faktoren bestimmt, dass dessen Anwendung eher eng auf einzelne Politikfelder zu beschränken sei.

Im dritten Vortrag untersuchte DIRK SCHUBERT (Hamburg), nach einem Überblick über die heterogenen Theorieangebote in der aktuellen Stadtforschung, die historische Entwicklung der Seehafenstädte Philadelphia, London und Hamburg. Für alle drei lassen sich je nach Untersuchungsebene und Untersuchungszeitraum sowohl bemerkenswerte Kontinuitäten als auch deutliche Brüche feststellen. Das Konzept der Pfadabhängigkeit geht aber wie beschrieben davon aus, dass die sich verengenden Handlungsspielräume irgendwann in ein „lock-in“ mit negativen Folgen münden. SCHUBERT betonte, dass sich dies nicht empirisch verifizieren lasse, weil kaum überprüfbar sei, ob der „richtige“ Pfad gewählt wurde, als sich etwa London frühzeitig entschloss, in Tilbury einen neuen Hafen zu bauen oder Hamburg sich für den offenen Tidehafen anstelle eines Dockhafens entschied.

Mit einem Impulsreferat leitete DIETER SCHOTT (Darmstadt) die Schlussdiskussion ein. Auch er kam zu dem Schluss, dass die Vorstellung eines allgemeinen Pfades von Städten problematisch sei und sich eher einzelne Politikfelder für die empirische Untersuchung eigneten, insbesondere im Bereich langfristig nachwirkender Infrastrukturmaßnahmen (Energie, Wasser, Verkehr) oder prägender Institutionen mit Allgemeinheitscharakter (Behörden, Universitäten, bestimmte Firmen). In der Diskussion wurde noch einmal thematisiert, dass bei einem Verständnis von Städten als Akteuren die Gefahr bestehe, die Positionen der lokalen Eliten mit dem Gesamtinteresse gleichzusetzen. Möglicherweise sei der offenere Begriff des „Pfades“ dem engeren der „Pfadabhängigkeit“ vorzuziehen und in konkreten Studien die Verknüpfung von mentalen Prägungen, Infrastrukturen und Institutionen erforderlich. MARTINA HESSLER mahnte für die geschichtswissenschaftliche Nutzung des Konzepts erneut trennscharfe analytische Kategorien an und betonte die Bedeutung von vergleichenden und längere zeitliche Abschnitte erfassenden Studien. Zudem sei zu klären, was erklärt werden solle – Wandel oder Beharrung, Besonderheiten oder generelle Entwicklungen? CHRISTOPH BERNHARDT sah den Mehrwert des Pfadkonzepts eher in einer generellen Sensibilisierung für die dahinter stehenden

Probleme. Stadtgeschichte insgesamt sei aber nicht in das Korsett dieser theoretischen Ansätze zu zwingen.

Die anregenden Vorträge und konzentrierten Diskussionen des Workshops boten nicht zuletzt aufgrund der interdisziplinär zusammengesetzten Gruppe einen ausgezeichneten Überblick über die methodischen Herausforderungen des Konzepts der Pfadabhängigkeit und die Grenzen seiner Anwendbarkeit auf historische Prozesse. Zugleich wurde deutlich, dass die Neugier auf Konzepte benachbarter Disziplinen und die Anschlussfähigkeit an dort geführte Debatten eine der großen Stärken der Stadtgeschichtsforschung ist.

Dr. Christoph Strupp, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), strupp@zeitgeschichte-hamburg.de

MITTEILUNGEN

IPHS book prizes 2014 für Publikationen im Feld der Planungsgeschichte

Die International Planning History Society (IPHS) schreibt drei Preise für hervorragende englischsprachige Buchpublikationen im Feld der Planungsgeschichte aus. Vorschläge können eingereicht werden bei Prof. Dr. Dirk Schubert (dirk.schubert@hcu-hamburg.de; dort auch weitere Informationen), die Frist zur Einreichung ist der 15.1.2014.

Termine

2. Halbjahr 2013

22. – 24. November Tagung: *"Städte im Krieg" - Erlebnis, Inszenierung und Erinnerung des Ersten Weltkrieges*
Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung / Stadtarchiv Karlsruhe
Karlsruhe
<http://www.stadtgeschichtsforschung.de/tagungen.htm>
7. Dezember Workshop: *Infrastrukturen der Versorgung. Ein Workshop zur Geschichte kommunaler Wirtschaftspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert*
Historisches Institut der Universität zu Köln / a.r.t.e.s.
Graduate School for the Humanities Cologne
Köln
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/-ber/id=22522&count=56&recno=11&sort=datum&order=down¤t=1&geschichte=162>

12. – 13. Dezember Postgraduierten-Konferenz: *Persistent Spaces: politics, aesthetics and topography in the eighteenth- and nineteenth-century city*
 Université Paris Diderot
 Paris, Frankreich
[http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/ newsletter/july2013/persistent-spaces-1](http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/newsletter/july2013/persistent-spaces-1)
18. – 20. Dezember Konferenz: *Reconstructing Communities in Europe 1918-1968*
 Radboud University Nijmegen / Utrecht University
 Soeterbeeck Study Center Ravenstein (bei Nijmegen),
 Niederlande
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/ newsletter/oct2013/reconstructing-communities>

1. Halbjahr 2014

16. – 17. 1. 2014 Konferenz: *13. Werkstattgespräch zur DDR-Planungs- geschichte*
 Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Struktur-
 planung Erkner bei Berlin
<http://www.irs-net.de/aktuelles/veranstaltungen/ index.php>
2. – 5. Februar Konferenz: *Landscapes and Ecologies of Urban and Plan- ning History*
 12. Australasian Urban History/Planning History Confer-
 ence / Victoria University Wellington
 Wellington, New Zealand
<http://uhphg.com/biennial-conferences/wellington-2014/>
19. – 22. März Konferenz: *Borders and Boundaries in an Age of Global Urbanization*
 Urban Affairs Association
 San Antonio, TX, USA
<http://urbanaffairsassociation.org/conference/confer- ence2014/>

27. – 28. März
Konferenz: *Urban Poverty: Wealth, Inequality and Experience 1600 - 2014*
Urban History Group
University of Warwick, Großbritannien
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/newsletter/aug2013/uh-group-conference-cfp>
7. – 8. April
Konferenz: *City Margins, City Memories*
Institute of Germanic and Romance Studies
University of London
London, Großbritannien
<http://cityconference.bangor.ac.uk/index.php.en?menu=0&catid=0>
23. – 26. April
Konferenz: *Between local autonomy and national policy: Regulating migration in European Cities, 1750-1914*
European Social Science History Conference (ESSHC)
Wien, Österreich
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/diary#april-2014>

2. Halbjahr 2014

3. – 6. Juli
CfP: *Our Common Future in Urban Morphology*
21st International Seminar on Urban Form
Faculdade de Engenharia da Universidade do Porto
Porto, Portugal
Deadline: 31. Januar 2014
<http://isuf2014.fe.up.pt/>
20. – 23. Juli
CfP: *Past as Guide to Sustainable Futures*
16th International Planning History Society conference
University of Florida
St Augustine, Florida, USA
Deadline: 15. Januar 2014
<http://iphs2014.dcp.ufl.edu/>

20. – 23. Juli

CfP: *Past as Guide to Sustainable Futures*
16th International Planning History Society conference
University of Florida
St Augustine, Florida, USA
Deadline: 15. Januar 2014
<http://iphs2014.dcp.ufl.edu/>

3. – 6. September

Konferenz: *12th International Conference on Urban History: Cities in Europe, Cities in the World*
European Association of Urban History
Lissabon, Portugal
<http://www.eauh2014.fcsh.unl.pt/index.php?conference=conference&schedConf=eauh2014>